OLZ

XXXVII / 7 JULI 1934

Eine neuentdeckte mongolische Sprache und ihr Wörterbuch[1].

Von Nikolaus Poppe.

In der Geschichte der mongolischen Sprachen können drei Hauptperioden festgestellt werden: die alt-, mittel- und neumongolische Periode. Dementsprechend werden die mongolischen Sprachen in alt-, mittel- und neumongolische Sprachen eingeteilt. Von diesen haben die altmongolischen Sprachen ihre charakteristischen äußeren Merkmale während der altmongolischen Periode (bis zum XIII. Jh.) erworben und sie weiter mehr oder weniger unversehrt behalten. Die mittelmongolischen Sprachen sind, was ihre äußere Form betrifft, ein Resultat der sprachgeschichtlichen Umwälzungen, die während des XIII.—XIV. Jh. sich ereignet haben. Diese Sprachen haben die meisten älteren Züge (also diejenigen der altmongolischen Periode) verloren und neue erworben, die das Eigentümliche der mittelmongolischen Periode bilden. Was schließlich die neumongolischen Sprachen betrifft, so haben sie ihre jetzige Form erst nach dem XIV. Jh. erhalten.

Die altmongolische Periode wird dadurch gekennzeichnet, daß a) die intervokalischen **γ* und **g* in allen Fällen noch da sind, z. B. *ayula* 'Berg', *degü* 'jüngerer Bruder', und b) im Wortanlaut der labiale Laut **p* oder **φ* noch erhalten ist, z. B. **podun* oder **φodun* 'Stern'.

Die mittelmongolische Periode weist folgende Hauptmerkmale auf: a) die intervokalischen Laute **γ* und **g* sind schon geschwunden, die dadurch entstandenen Diphthonge haben sich aber noch nicht zu einem Vokal kontrahiert, z. B. *aγula* 'Berg', *deγü* 'jüngerer Bruder'; b) das anlautende **p* oder **φ* hat sich zu *h* entwickelt, z. B. *hodun* 'Stern'; c) von den Affrikaten existieren nur *č* und *ǯ*, z. B. *časun* 'Schnee', *ǯa'un* 'hundert'; d) die Vokale *i* und *e* der ersten Silbe haben sich überall erhalten, z. B. *miqan* 'Fleisch', *ebečin* 'Krankheit'; e) die Vokale der unbetonten Silben haben in der Mehrzahl von Fällen ihre ursprüngliche Klangfarbe behalten, z. B. *jabuqu* 'gehen'.

Die neumongolische Periode hat folgende Lautentwicklungen hervorgebracht: a) die mittelmongolischen Lautverbindungen *a'u*, *e'ü* usw. haben sich zu einem langen Vokal entwickelt, z. B. *ūla* 'Berg'; b) der anlautende Spirant *h* ist verschwunden, z. B. *odun* 'Stern'; c) die Vokale *i* und *e* der ersten Silbe haben sich unter im allgemeinen bekannten Bedingungen zu anderen Lauten entwickelt, z. B. *maχa* 'Fleisch', *ōbōčin* 'Krankheit'; d) statt *č* und *ǯ* finden wir in den meisten Sprachen vier Laute — *č*, *c*, *ǯ*, *ʒ*, z. B. *či* 'du', *cas* 'Schnee', *ǯara* 'sechzig', *ʒaχa* 'Kragen'; e) die Vokale der unbetonten Silben haben sich größtenteils denen der betonten Silbe assimiliert, z. B. *jawaχa* 'gehen'.

Dies sind die Hauptmerkmale der drei Sprachgruppen. Außerdem werden die einzelnen zu ihnen gehörenden Sprachen durch eine Reihe von Einzelentwicklungen gekennzeichnet.

Zu den altmongolischen Sprachen gehört das Schriftmongolische. Lebende Sprachen dieser Gruppe sind uns bis jetzt unbekannt. Zur mittelmongolischen Gruppe gehören die Sprache der Quadratschrift, die Sprache solcher Denkmäler wie das *Yüan-tschau-bi-schï*, das *Hua-i-i-yü* usw., ferner das von den muhammedanischen Gelehrten in ihre Glossare aufgenommene Sprachmaterial des XIII. und XIV. Jh. und endlich das Dagurische und Mogholische. Zu den neumongolischen Sprachen gehören das Khalkha-Mongolische, das Burjätische, sämtliche oiratischen Mundarten (darunter das Kalmückische), sowie die Urat-, Urdus-, Tschakhar- und Kharatschinsprachen der Inneren Mongolei. Von den hier genannten lebenden Sprachen sind am besten die neumongolischen Sprachen erforscht. Abgesehen vom Dagurischen und Mogholischen ist die mittelmongolische Gruppe uns sehr wenig bekannt.

Die unlängst von A. de Smedt und A. Mostaert entdeckte und erforschte Sprache der Mongoren in Westkansu[1] gehört zum Teil zu den neumongolischen Sprachen, hat aber einige wichtige Merkmale der altmongolischen Periode behalten. Reine Sprachtypen sind überhaupt sehr selten, und die uns hier interessierende Sprache bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Das Aufzählen der Eigentümlichkeiten der Mongorsprache würde uns zu weit führen. Wir wollen hier nur bemerken, daß zu ihren archaisti-

1) **Smedt**, A. de, et A. **Mostaert: Dictionnaire Monguor-Français.** Peip'ing: Imprimerie de l'Université Catholique [Sales Agent: The French Book Store, Peking]; Leipzig: Otto Harrassowitz 1933. (XIV, 521 S.) 4°. = Publications de l'Université Catholique de Pékin. = Le Dialecte Monguor, parlé par les Mongols du Kansou occidental. IIIe Partie. $ 32.50.

[1]) Vgl. A. Mostaert, The Mongols of Kansu and their language, Bull. No 8 Dec. 1931 of the Catholic University of Peking; A. Mostaert et A. de Smedt, Le dialecte Monguor parlé par les mongols du Kansu Occidental, Anthropos XXV.

schen Eigentümlichkeiten das wortanlautende *f* in solchen Wörtern gehört, die sowohl in der Schriftsprache als auch in den übrigen uns bekannten lebendigen mongolischen Sprachen vokalisch anlauten, z. B. *fulān* 'rot' = mo. *ulaγan*, khalkha *ulāγ*. Dieses *f* vertritt das alte **φ* oder **p*. Wie die Verfasser des Wörterbuchs an anderer Stelle gezeigt haben, wird **φ* oder **p* in gewissen Stellungen durch *χ* und *s* vertreten. Zu den neumongolischen Erscheinungen dieser Sprache gehört die vollständige Kontraktion der Vokale der Lautverbindungen **aγa*, **aγu* usw. Die Mongorsprache besitzt auch eine Menge Sonderentwicklungen, von welchen wir hier nur den Schwund der Vokale der ersten Silbe nennen wollen: vgl. z. B. *nt'erā-* 'erlöschen' = mo. *untara-*. In vielen Fällen machen solche oft zu einsilbigen gewordene Stämme den Eindruck tibetischer Wörter, da ihre äußere Gestalt ganz „tibetisch" ist: vgl. *S'D'Z'ir* 'ein Gewicht' (etwa 38 g) = mo. *sijir*.

Die Mongorsprache enthält eine große Anzahl von Wörtern, die sonst nur in der älteren Schriftsprache (XIV. Jh.) und in altertümlichen Sprachen belegt sind, wie z. B. *yān* 'was', *gadar* 'Zaum', *k'ī* 'Wind', *k'ōrguo* 'Brücke' usw. Das Wörterbuch ist mit großer Sachkenntnis und sicherem Sprachgefühl zusammengestellt. Die phonetische Seite ist tadellos. Der Gebrauch jedes einzelnen Wortes wird in der Regel durch zahlreiche Beispiele verdeutlicht.

Dem Wörterbuch ist überdies ein Index schriftmongolischer Wörter beigegeben.

Die Verfasser haben die ihnen zu Gebote stehende Literatur über die mongolischen Sprachen fleißig ausgenutzt. Wenn einige Druckwerke den Verfassern unzugänglich waren, wie z. B. Podgorbunski (Burjätisches Wörterbuch) und Rudnev (Materialien zu den ostmongolischen Mundarten,) so ist dies kein großes Unglück, da diese beiden Arbeiten phonetisch ganz unbefriedigend sind.

Abschließend sei hervorgehoben, daß das Wörterbuch der Mongorsprache das erste wissenschaftliche Wörterbuch einer mongolischen Sprache überhaupt ist. Es ist daher für die gesamte Mongolistik von hervorragender Bedeutung.

Besprechungen.

Allgemeines.

Minerva. Jahrbuch der Gelehrten Welt, hrsg. von Dr. G. Lüdtke. 31. Jahrgang 1933. I. Abt. Bd I u. II: Forschungsinstitute, Observatorien, Bibliotheken, Archive, Museen, Kommissionen, Gesellschaften. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1933. (XII, 2572 S.) 8°. RM 32 — u. RM 36 —. Angez. von W. Wreszinski, Königsberg/Pr.

Die Minerva wächst sich immer mehr aus. Aus dem Inhalt der 3 starken Bände, die als 30. Aufl. im Jahre 1930 erschienen waren, hat man jetzt die Forschungsstätten, Bibliotheken und Museen, die wissenschaftlichen Gesellschaften und Kommissionen herausgenommen, um diese in ihrem sächlichen und Personalbestande weniger veränderlichen Teile zu zwei für längere Jahre gültigen Bänden zusammenzufassen, während die wegen des starken Personalwechsels labileren Lehranstalten, Universitäten und Hochschulen, in einem besonderen, möglichst alljährlich neu auszugebenden Teil vereinigt werden sollen.

Die beiden vorliegenden Bände sind, nach Stichproben zu urteilen, ungemein erweitert und auf den letzten Stand gebracht.

Dieses Nachschlagewerk ist eine imponierende Leistung deutscher Gründlichkeit; es ist mir nicht bekannt, daß ein andres Land ihr etwas Ähnliches zur Seite zu stellen hat. Dem Herausgeber Dr. Gerh. Lüdtke, der seit seiner Entstehung für sie verantwortlich zeichnet, und der Redaktion gebührt der Dank und die Anerkennung der ganzen wissenschaftlichen Welt.

Pendlebury, J. D. S.: A Handbook to the Palace of Minos at Knossos. With a Foreword by Sir Arthur Evans. London: Macmillan & Co. 1933. (63 S., 14 Taf., 9 Karten.) 8°. 4 s. Angez. von E. Grumach, Königsberg/Pr.

Im Auftrag von Sir Arthur Evans hat der Verf. die bisherigen Ausgrabungsergebnisse von Knossos in einem kurzen Führer zusammengefaßt, der als eine Art Ariadnefaden durch das wiedererstandene Labyrinth dem Besucher die Orientierung in den unübersichtlichen Räumen und Gängen des Palastes ermöglichen soll. Nach einem Überblick über die Baugeschichte des Palastes führt er den Besucher in Rundgang durch die verschiedenen Palastquartiere und schließt einen Ausflug in die umliegenden Gebäude an. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse gibt der Verf. nicht, doch vermittelt er eine plastische Vorstellung des Palastes und seiner Umgebung, die durch vorzügliches Bild- und Kartenmaterial wirksam unterstützt wird.

Rostovtzeff, M.: Caravan Cities, translated by D. and T. Talbot Rice. Oxford: Clarendon Press 1932. (XIV, 232 S.) 8°. 15 s. Bespr. von W. Caskel, Greifswald.

Die Karawanenstädte, denen das Buch gewidmet ist, sind Petra, Djerasch, Palmyra und Dura. Archäologische und geschichtliche Betrachtungsweise verknüpfend, läßt Rostovtzeff sie aus ihren Ruinen wieder erstehen, indem er Anlage, Blüte und Verfall dieser Orte aus den wechselvollen Schicksalen des antiken Überlandhandels und seiner Verflechtung mit der Politik der vorderasiatischen Großmächte begreifen lehrt. Das so gewonnene Bild ist ungemein plastisch, aber von einer gewissen Einseitigkeit. Für Djerasch etwa, mit seiner schlechten Verkehrslage, ist der Begriff „Karawanenstadt" doch nur beschränkt anwendbar, die Stadt ist eher als lokales Zentrum aufzufassen. Der Autor unterschätzt eben die wirtschaftliche Eigenbedeutung des Ostjordanlandes, wie der Satz zeigt: „Transjordania itself is not a fertile country either for the agriculturist, the horse-breeder, or the stockrearer." Das Gegenteil ist richtig: das Land ist die Kornkammer für Süd-

palästina (oder war es wenigstens bis in den Weltkrieg hinein) und dazu seit biblischen Zeiten ein Hauptgebiet der Schafzucht. Das märchenhafte Wachstum der transjordanischen Städte im zweiten Jahrhundert n. Chr. ist von dem Verfasser selbst mit der von den Flaviern inaugurierten Politik „to enclose Judaism in an iron ring of Hellenism" hinreichend begründet worden. — Aber auch Petra's Aufstieg ist nicht allein dem Karawanenhandel zuzuschreiben. Schwerlich wäre dieser verlorene Winkel zum großen Handelsplatz geworden, wenn er nicht das Heiligtum und die Totenstadt des Nabatäervolkes gewesen wäre.

Im einzelnen enthält das Buch eine Fülle neuartiger Beobachtungen und Deutungen und berücksichtigt auch die jüngsten, zum Teil noch unveröffentlichten Funde. Das gilt besonders für Dura, wo Rostovtzeff selbst gegraben hat. Dura, eine mazedonische Kolonie, später zum Partherreich gehörig, nahm an dem wirtschaftlichen Aufschwung teil, den Palmyra durch Augustus' „Verständigungspolitik" gegenüber den Parthern erfuhr. Unter römischer Herrschaft (seit 165 n. Chr.) verlor die Stadt ihre Bedeutung für den Karawanenverkehr, sie diente als Grenzfestung, bis sie bald nach 250 einem persischen Angriff erlag. Noch steht die Rampe, von der die Angreifer die Mauer berannten — eine hübsche Illustration zu Josua Stylites' Schilderung der Belagerung von Amid. Die Ausgrabungen der Yale-Universität haben hier ein wahres Museum der versunkenen parthischen Kultur bloßgelegt. Der trockene Sand hat wie in Ägypten selbst Holz, Stoffe, Leder, Pergament und Papyrus bewahrt. Die in Dura entdeckten „Forerunners of Byzantine Painting" sind durch Breasteds Arbeit in weiteren Kreisen bekannt geworden, nicht aber die altkirchlichen Fresken und die merkwürdigen Graffiti, welche die islamische Miniaturmalerei vorwegzunehmen scheinen.

Die Einleitung des Buches, eine Studie über den Karawanenhandel, ist nicht nur aus dem historischen Gesichtspunkte interessant. Der Satz: „Barter is, in fact, as old as production, and the existence of a period of completely isolated domestic economy is only an imaginary creation of the brain of the theorizing economist" muß auch den Laien nachdenklich stimmen.

Karst, Prof. Dr. Joseph: **Grundzüge einer vergleichenden Grammatik des Ibero-Kaukasischen.** I. Band. Straßburg: Heitz & Co. 1932. (LIII, 325 S.) gr. 8°. RM 34 —. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Die Bedenken, die von der Kritik bereits des öfteren gegen die in den neueren Publikationen Karsts hervortretende Richtung und Methode der Forschung vorgebracht worden sind, machen sich auch gegenüber der vorliegenden Arbeit geltend. Während schon in bezug auf das Material die sprachlichen Data nicht immer zuverlässig sind, aus verschiedenwertigen Quellen stammen und schon durch die Inkonsequenz der Transkription bisweilen irreführend wirken können, ist man um so überraschter über die Sicherheit, mit der auf so schwankenden und schmalen Fundamenten die weitreichendsten Synthesen vorgenommen werden. Man kann nur immer wieder bedauern, daß sich der Verf. so völlig in den Bann der bekannten Marrschen Hypothesen begeben hat — womit natürlich keineswegs bestritten werden soll, daß sowohl Marr wie Karst manche glückliche Entdeckung im Einzelnen gemacht haben, ja, daß gewisse „mittelmeerische" sprachliche Zusammenhänge wirklich bestehen mögen. Allein was sollen wir anfangen mit all den unbekannten sprachlichen Größen wie Prä-asianisch, Lily-iberisch, Lelegisch-askanisch, Ibero-liguroïdisch, Atlanto-ligurisch, Askanisch-alarodisch u. a., mit denen K. wie mit greifbaren Realitäten operiert? Warum begnügt sich K. nicht damit, sein großes Wissen in den Dienst der Bemühungen um rein kaukasologische oder armenologische Probleme zu stellen anstatt immer wieder nach Zusammenhängen mit fremden Sprachkreisen zu suchen und beispielsweise die armenischen Zahlwörter mit denen der ugrofinn., altaischen, hamitosemitischen Sprachen, ja mit denen des Siamesischen Birmanischen, Nahuatl, Kechua u. a. zu vergleichen? — Alles in allem: die vorliegende Publikation ist ein Buch, bei dessen Lektüre man aus der Setzung von Fragezeichen nicht herauskommt und dessen Inhalt trotz der darauf verwendeten gelehrten Arbeit weit entfernt bleibt von dem, was wir heute unter „vergleichender Grammatik" (etwa der indogermanischen, semitischen, Bantu- u. a. Sprachgruppen) zu verstehen gewohnt sind.

Roques, Prof. Mario: **Le dictionnaire albanais de 1635.** Édité avec introduction et index complet. I. Dictionarium Latino-Epiroticum per R. D. Franciscum Blanchum. Paris: Paul Geuthner 1932. (224 S.) 8° = Bibliothèque de l'École Nationale des Langues Orientales Vivantes XI. 60 frz. Fr. Bespr. v. Norbert Jokl, Wien.

M. Roques, der Romanist der Universität Paris, beginnt mit obigem Bande ein Unternehmen, das ihm den aufrichtigen Dank aller Albanologen sichert: die auf wissenschaftlich exakte Editionsgrundsätze sich stützende Herausgabe der ältesten albanischen Sprachdenkmäler. Schon 1927 faßte er diesen Plan; nun erscheint der erste Band, dem recht bald andere, gleich treffliche folgen mögen.

Wie notwendig gerade für die albanische Sprachwissenschaft diese erste Leistung einer albanischen Philologie, um die sich Roques hiermit als Wegbereiter verdient gemacht hat, sei, wird klar, wenn man erwägt, daß diese Texte von äußerster Seltenheit sind, nur in ganz wenigen Exemplaren auf einzelnen Bibliotheken sich finden, und es selbst dann, wenn die Tatsache ihres Vorhandenseins rein bibliographisch bekannt war, an einer auch nur einigermaßen befriedigenden Durcharbeitung mangelte. Art und Methode von Roques' Arbeit, nicht minder aber auch die Abmessungen seines Arbeitsfeldes, das von seinem bisherigen nur scheinbar etwas abliegt, in Wahrheit aber dem Herausgeber des Werkes: Les premières traductions roumaines de l'Ancien Testament, Palia d'Orăştie (1581—82); préface et libre de la Genèse,

Paris, 1925 schon nach diesen Antezedentien viel Lockendes bieten mußte, lernen wir durch die gleichzeitig erschienene kritisch-bibliographische Einleitung zu den ältesten albanischen Texten: „Recherches sur les anciens textes albanais" kennen. Entwirft hier Roques eine Liste der albanischen Sprachdenkmäler des 16. und 17. und des ersten Jahrzehnts des 18. Jhts., konnte er mit Spürsinn und Finderglück neue Texte nachweisen, für die bisher bekannten sowohl ältere Drucke als auch bisher unbekannte Exemplare ermitteln, hatte er insbesondere mit unverdrossener Emsigkeit die Archive der Congregatio de Propaganda Fide und die Schätze der Vaticana auf Albanica hin durchforscht, hier vielfach von dem ausgezeichneten Kenner der Beziehungen Roms zum Nahen Orient, P. Cyrill Korolevskyj beraten, so finden wir alle diese Methoden und Grundsätze auch in unserer Schrift angewandt und vermögen jetzt dieses Wörterbuch in den gesamten Rahmen der katholischen Literatur Nordalbaniens hineinzustellen, das Werk als ein Glied in der Kette der Bemühungen zu erfassen, die Rom und der katholische Klerus Nordalbaniens machten, um Albanien der Kirche zu erhalten, zugleich aber, um die albanische Sprache und Eigenart zu bewahren.

Das obige Wörterbuch gehört zu den relativ weniger seltenen Texten des 17. Jh.: Verf. zählt (S. 47—48) vier Pariser Bibliotheken mit sieben Exemplaren, ferner drei Exemplare des British Museum auf. Hinzufügen möchte ich, daß die Wiener Universitätsbibliothek gleichfalls ein Exemplar besitzt. Für die Ausgabe selbst bedient sich Roques der photographischen Wiedergabe. Voran geht eine äußerst gehaltvolle und lesenswerte Einleitung, die in folgende Abschnitte gegliedert ist: I. die Familie Bardhë (Blanchus) und das Bistum Sapa. II. Franciscus Blanchus (Frangu i Bardhë). III. Das Dictionarium Latino-Epiroticum. Der familiengeschichtliche und der biographische Abschnitt der Einleitung beruhen auf kritischer Durchforschung der Aktenbestände der Propaganda, die sich in dieser Hinsicht als äußerst ergiebig erwiesen und, wie Verf. hervorhebt, noch zahlreiche ungehobene Schätze für die Kirchen- und Kulturgeschichte Albaniens, aber auch für seine politische Geschichte enthalten. Wir gewinnen so ein sowohl in den äußeren Lebensdaten als auch in der persönlichen Charakteristik scharf umrissenes Bild eines albanischen Prälaten des 17. Jh.; seine Kämpfe, sein kirchlicher Eifer, seine humanistische und berufliche Bildung heben sich leuchtend von dem trüben Hintergrund der Türkenherrschaft und der übrigen Zeitereignisse ab. Kap. III zeigt in objektiver Weise die Mängel des kleinen Wörterbuchs, das seiner Anlage und seinem Zwecke nach die Arbeit der Propaganda erleichtern, namentlich aber dem vielfach in tiefster Unwissenheit dahinlebenden albanischen Klerus wenigstens ein elementares Verständnis der Liturgie ermöglichen sollte. Der Abschnitt zeigt insbesondere auch die Mittelmäßigkeit des Konzepts, die Ungleichmäßigkeit der einzelnen Teile — die zweite Hälfte des lateinischen Alphabets ist viel reicher vertreten als die erste — die überflüssigen Wiederholungen von Wörtern, die schwache Berücksichtigung von Ausdrücken des täglichen Lebens, endlich die Methode der Verdolmetschung, die nicht durchweg nach Übersetzung strebt, sondern sich des öfteren mit Umschreibungen begnügt. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß Roques hier auch der Graphik des Blanchus seine Aufmerksamkeit widmet und sie in den größeren Zusammenhang der nordalbanischen Graphik dieser Zeit eingliedert. Wenn er hier die Frage aufwirft, ob die spezifisch albanischen Zeichen, die sich bei Blanchus' Vorgänger (Gjon Buzuk 1555) und bei Blanchus selbst finden, auf Buzuk zurückgehen, von dem Blanchus sie entlehnt habe, oder ob es sich um eine lateinisch-cyrillische graphische Tradition handle, die im bosnisch-dalmatischen Grenzgebiet entstanden, sich auch in Albanien einbürgerte, so glaube ich, diese Frage ausschließlich im Sinne des zweiten Gliedes der Alternative beantworten zu sollen. Hiezu bestimmen mich auch heute jene schrift- und sprachgeschichtlichen Gründe, die ich 1930 in einer albanisch geschriebenen Abhandlung über Buzuks Missale (erschienen in der Skutariner Zeitschrift Hylli i Dritës VI, 145 f.) darlegte, Gründe, die Roques in seinen „Recherches" wenigstens zum Teil zustimmend übernahm (a. a. O. 13 f., insbes. Anm. 1).

Namentlich das in allen diesen Schriften verwendete Zeichen für die nordalbanischen Spiranten *th, dh*, das, wie ich dort hervorhob und wie auch Roques zugibt, auf ein griechisches bzw. cyrillisches ξ zurückgeht, spricht auf das deutlichste für das Vorhandensein einer Tradition, die in eine Zeit zurückreicht, wo eben die Spiranten noch nicht als solche, sondern als Affrikaten artikuliert wurden. Erwägt man, daß diese Annahme sprachgeschichtlich auch durch slavische bzw. deutsche Lehnwörter bestätigt wird (Ref.: in Festschrift der 57. Philologenversammlung, 125 f.), so wird man sich der Schlüssigkeit des Zusammentreffens zweier Argumente, eben des sprach- und des schriftgeschichtlichen, wohl nicht entziehen können. Wenn nun Roques (Recherches S. 13) meint, ξ sei als Zeichen für die albanischen Spiranten ganz willkürlich gewählt worden, so überzeugt eine solche Annahme wenig. In meinem obigen Urteil betreffend das Vorhandensein einer lateinisch-cyrillischen graphischen Tradition bestärkt mich des weiteren ein schriftgeschichtlicher Umstand, auf den Roques (Dictionnaire S. 43 f., Anm. 4) aufmerksam macht. Die Ligatur des griechischen *ov* (8) wird bei Buzuk für ein irgendwie modifiziertes *u* verwendet (etymologisch *ɣe*, Ref., Hylli i Dritës, VI, S. 148 f.), bei Blanchus und ebenso bei dem etwas älteren Budi für *u*. Allerdings meint Roques, diese Tatsache sei so zu verstehen, daß man nicht an eine einzige Filiation von Buzuk zu Budi und von diesem zu Blanchus zu denken habe; doch scheint mir dieser Schluß keineswegs zwingend. Gerade diese verschiedene Geltung eines und desselben Zeichens bei Autoren, die um etwa sieben Jahrzehnte und mehr auseinanderliegen, zeigt, daß hier eine graphische Tradition vorhanden war und daß die verschiedene Geltung des Zeichens auf einer in diesen Zeitraum fallenden Entwicklung des durch das Zeichen ausgedrückten Lautes beruht. Näher werde ich hierüber an einem anderen Orte handeln. Von Einzelheiten in diesem Abschnitte möchte ich noch Roques' interessante Ausführungen über die Verwendung des Zeichens *s* (S. 46) hervorheben. Das Zeichen wird von Blanchus sowohl für *s* als für *š* verwendet. Ein lapsus calami ist es, wenn Roques als Beispiel für die *š*-Geltung *Catundas* villanus im Gegensatz zur *s*-Geltung (*Pritues* piger) anführt. Catundas ist als *katundas* Dorfbewohner, Bauer zu lesen,

hat somit gleichfalls *s*. Dies zeigt das moderne *katundës* (Meyer, EW S. 183), desgleichen das moderne nordalbanische Femininum hiezu *katundcë*. *Katundas*: *katundës* = *vendas* Einheimischer, einheimisch, Einwohner (aus Texten zu belegen): *vendës* (dass.). Über den Wandel von *e* zu *a* s. Ref. IF. 33, S. 428. Vielleicht hat sich Roques zur Lesung *Katundaš* durch den voraufgehenden Artikel *i*, mit dem das Nomen bei Blanchus versehen ist (183, 25), bestimmen lassen. Allein die Ethnica und Herkunftsbezeichnungen auf *-ës* und dessen Fortsetzer, die in den heutigen Literaturdialekten ohne präpositiven Artikel verwendet werden, treten auch heute noch mundartlich mit präpositivem Artikel auf: *i Mirditës, të Myrditsit* (Hylli i Dritës, VIII, S. 541, 647); *nji i Pukas* ein Mann aus Puka, ebd. 62 u. a.

Den Beschluß der Einleitung bilden mehrere sprachgeschichtlich höchst wertvolle Anhänge: zunächst das kleine Wörterverzeichnis des Ritters Arnold von Harff. Ist diese kleine Wortsammlung schon durch E. v. Grootes Ausgabe und G. Meyers Abdruck bekannt, so wird das bei Roques folgende Wörterverzeichnis des Pietro Maserech zum ersten Male aus den Archivbeständen der Propaganda mitgeteilt. Das gleiche gilt von den Bemerkungen und Visitationsberichten, die zum Teil Blanchus selbst, zum Teil den Missionar Gregorius Romanus zum Verfasser haben. — Möchten die vorstehenden Bemerkungen dem verehrten Verf. zeigen, ein wie hohes Interesse seine ausgezeichnete Ausgabe und seine wissenschaftliches Neuland erschließenden Untersuchungen bei den Fachgenossen zu erwecken vermögen; möchte insbesondere diesem Teile bald Bd. II, der den albanischen Index zu Blanchus' lateinisch-albanischem Wörterbuch enthalten soll, nicht minder aber auch weitere, nach ähnlichen Grundsätzen bearbeitete Textausgaben folgen.

Ägyptologie.

Frankfort, H.: The Cenotaph of Seti I. at Abydos. With Chapters by A. de Buck and Battiscombe Gunn. Vol. I. Text (VII, 96 S.). Vol. II. Plates (VII S., 93 Taf.). London: The Egypt Exploration Society 1933. 4°. = 39th Memoir of The Egypt Exploration Society. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Das machtvolle Bauwerk, das unmittelbar hinter dem Sethostempel von Abydos liegt, hat seit seiner Aufdeckung, die 1902 durch Miß Murray erfolgte, die Forschung vielfach beschäftigt. Der wuchtige Aufbau, der in seinen schweren, gedrungenen Formen an den des Torbaus des Chephren erinnerte, wie die beispiellose Anlage des Hauptsaales, dessen Mittelraum durch einen Graben von den umliegenden Kammern abgetrennt wird, erregten Verwunderung und machten die Bestimmung des Baues wie die Zeit seiner Entstehung zum Gegenstande der Diskussion. Es tut nicht not, auf sie zurückzugreifen. Denn die Grabungen, die nach der durch den Krieg erzwungenen Unterbrechung unter Frankforts Leitung unter oft recht schwierigen Verhältnissen zu Ende geführt wurden, haben volle Klärung gebracht. Sie haben einmal gezeigt, daß die ganze Anlage auf Sethos I. zurückgeht und nichts anderes als ein Scheingrab ist, das sich der König nach älterer Herrscher Vorbild auf Abydos' heiligem Boden errichtete. Das hatte Borchardt schon zu einer Zeit erkannt, in der das Denkmal noch weithin als ein Osireion galt, wobei man gern annahm, daß es in alte Zeit zurückgehe und von Sethos lediglich für seine Zwecke umgebaut worden sei.

Borchardt irrte aber, wenn er dem Bauwerk jede Beziehung zum Kult des Osiris absprach. Denn der Graben, der den Mittelbau umgibt und zu einer Art Insel macht, ist nicht, wie er meinte, durch Ausschachtung entstanden; er gehört — das haben die Untersuchungen Frankforts eindeutig gezeigt — zum ursprünglichen Plan und war zu Sethos' Zeit bei hohem Nilstand bis etwa an die beiden Treppenläufe heran mit Wasser gefüllt. Damit sind aber Gedanken des Osiriskultes in den Grabbau hineingenommen. Denn auch das Grab des Gottes war von Wasser umgeben. Mit seinem Steigen und Fallen deutete es auf das Sterben und Auferstehen des Osiris hin. In dem Baukörper aber, der aus ihm ragte, stellte sich der Urhügel dar, der, wie die Stätte der Schöpfung, so auch die des Neuwerdens ist. So vereinen sich in dem Bau in der Tat Osiris- und Königsgrab.

Nach den trefflichen Vorberichten, die Frankfort über den Gang seiner Grabungen gab, sind diese Erkenntnisse nicht mehr überraschend. Auch sonst bringt die Darstellung des baulichen Befundes nichts wesentlich Neues, wenn sie in ihrer mustergültigen Knappheit und Klarheit auch im einzelnen manches zu lernen gibt.

Um so mehr wendet sich das Interesse den Inschriften zu, deren Publikation den größeren Teil des Werkes in Anspruch nimmt. Die meisten von ihnen sind uns schon aus Niederschriften in den Königsgräbern bekannt. Trotzdem sind sie wertvoll, da sie verschiedentlich bessere Lesungen bieten. Für eine kritische Behandlung jener Textgruppen, der Frankfort durch Angabe der ihm zugänglichen Varianten dankenswert vorgearbeitet hat, werden sie darum von Nutzen sein.

Neue Erkenntnisse vermitteln zwei Texte, die sich an der Decke der Sarkophagkammer fanden. Da sind einmal die Tafeln zur Bestimmung der Stunden. Die des Tages werden an einer Sonnenuhr mit wagerechter Auffangfläche gemessen. Über ihre Einteilung und ihren Gebrauch unterrichten Beischriften. In allen Hauptzügen bestätigen sie, was Borchardt über diese Art von Sonnenuhren an Hand von Originalen ermittelt hat. Die Skala ist freilich anders als bei jenen geteilt. Statt der üblichen sechs Felder umfaßt sie nur vier; sie mißt also nur acht

Stunden. Gunn, der diesen Text veröffentlicht, vermutet gewiß mit Recht, daß in dieser Einteilung die Erinnerung an eine ursprüngliche Vierteilung des Tages und der Nacht nachklinge, wie sie Sethe für den Wachtdienst auf den Schiffen nachgewiesen hat. — Die Nachtstunden werden mythologisch nach dem Stand der Sonne am Leibe der Nut bestimmt, an den Händen beginnend (1. Stunde) zurück zu den Beinen (12. Stunde). Das entspricht der Vorstellung vom Sonnenlauf, die das Gestirn am Abend in den Mund der Göttin eingehen läßt, um in ihrem Leibe zur Stätte des Aufgangs zurückzukehren. Bei der Darstellung der Nut, die sich über die Erde spannt, begegnet diese Auffassung in dem gleichen Raum auch im Bilde, indem die Sonnenscheibe die Lippen der Göttin berührt.

In einem Text, der der eigenartigste des Grabes ist, wird dieses Motiv des Verschlungenwerdens auch auf die Sterne bezogen und zur Deutung ihres Laufes verwendet. Er schildert am Eingang, wie die Sterne des Nachts den Menschen sichtbar am Leibe der Himmelsgöttin segeln und am Tage unsichtbar in ihrem Inneren fahren. Er erklärt diesen Tatbestand mit einem Mythos, nach dem Nut ihre Kinder, die Sterne, verschlang. Geb schalt sie darum; aber Schu schlichtet den Streit, indem er Nut in die Höhe hebt und verheißt, daß sie die Sterne aufs Neue gebären solle.

An diese Erzählung schließen sich Wechselreden, die wiederum von Erzählungen unterbrochen und von kurzen erklärenden Bemerkungen begleitet werden. Der Text gehört also jenen dramatischen Texten zu, deren Verständnis Sethe erschlossen hat. Leider ist er recht schlecht erhalten. Große Stücke fehlen; auch an Lücken, die der Abschreiber offen ließ, fehlt es nicht. Sie zeigen, daß schon die Vorlage in schlechtem Zustand war. Orthographie und Sprache bieten gleichfalls manche Schwierigkeit. So sind nur Bruchstücke faßbar und die Gedankenführung des Ganzen bleibt uns verborgen. Die Absicht, die der Text verfolgt, ist immerhin deutlich. Er will Ordnung und Lauf der Himmelserscheinungen aus dem Mythus begründen. So ist denn im weiteren Verlauf von Horus, dem Verlust und der Wiedergewinnung seiner Augen wie auch von dem Schöpfungsakt des Atum die Rede. Es mag sein, daß sich die Übersetzung, die de Buck bietet, hier und da noch verbessern läßt; schwerlich wird man aber wesentlich über seine besonnene und sorgsame Behandlung des Textes hinaus kommen.

Für die spätere Geschichte des Grabes sind die Graffiti bedeutsam, die sich in großer Zahl an den Wänden des Eingangskorridors gefunden haben und von Gunn in einer Auswahl vorgelegt werden. Sie reichen bis in römische Zeit und zeigen, daß das Grab namentlich während der 22. Dyn. viel besucht wurde. Man war sich damals noch seiner Bedeutung bewußt, wie die gelegentliche Bezeichnung „geheime Unterweltsstätte (štȝj n dȝt) des Königs Sethos" zeigt. Ein Kapitel, das über das Schicksal des Bauwerks in koptischer Zeit, im wesentlichen also wohl über seine Zerstörung, berichten sollte, konnte leider nicht mehr in die Publikation aufgenommen werden. Es soll im Journal of Egyptian Archaeology erscheinen.

Keilschriftforschung.

Ebeling, Erich: Tod und Leben nach den Vorstellungen der Babylonier. I. Teil: Texte. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1931. (IV, 177 S.) gr. 8°. RM 15—. Bespr. von W. von Soden, Göttingen.

In dem (bisher allein erschienenen) ersten Bande dieses Werkes legt uns Ebeling eine größere Anzahl von Texten in Umschrift und Übersetzung mit erläuternden Einleitungen vor, die die Grundlage einer für den zweiten Band in Aussicht gestellten Untersuchung über „die Vorstellungen der Babylonier von Tod und Leben" bilden sollen. Die meisten der behandelten Texte sind Rituale verschiedener Art; daneben stehen Kultkommentare, Beschwörungen und Hymnen in akkadischer und sumerischer Sprache, einige epische Stücke sowie einzelne Texte anderer Gattungen. Daß E. diese Textbearbeitungen vor der Veröffentlichung seiner Ergebnisse in systematischer Darstellung herausgegeben hat, ist sehr zu begrüßen, handelt es sich doch meistens um bisher gar nicht oder nur unzureichend bearbeitete Texte; manche Stücke sind hier sogar zum allerersten Male veröffentlicht. Die den Bearbeitungen vorangehenden, oft sehr ausführlichen Einleitungen zeigen, daß E. in der Deutung der Texte nicht selten zu ganz neuen und überraschenden Auffassungen gelangt ist. Daraus erwächst der Kritik die Aufgabe, nachzuprüfen, ob und wie weit das diesen Auffassungen zugrunde liegende Textverständnis richtig ist. Erst danach ist eine Stellungnahme zu E.s religionsgeschichtlichen Folgerungen möglich; diese muß aber bis zum Erscheinen des II. Bandes zurückgestellt werden.

E.s Textbearbeitungen stellen für das Verständnis der bisher nicht bearbeiteten Texte im Allgemeinen eine recht brauchbare Grundlage dar und führen auch bei den schon behandelten Texten oft beträchtlich über die älteren Bearbeitungen hinaus. Eine ausgebreitete Literaturkenntnis und große Kombinationsfähigkeit liessen E. auch verschiedene neue Wortdeutungen finden oder doch durch Zusammenstellung der Belege vorbereiten. Diesen Vorzügen des Buches stehen leider aber recht erhebliche Mängel gegenüber, die dazu führten, daß manche Texte ganz oder doch in wesentlichen Teilen mißverstanden wurden, bei anderen Umschrift und Übersetzung im Einzelnen sehr viel zu wünschen übrig lassen. Die Ursachen dieser Mängel liegen auf verschiedenen Gebieten. Einmal arbeitet E. bei seiner großen Produktivität viel zu schnell, als daß er sich in die behandelten Texte so vertiefen könnte, wie es zur Erzielung eines tragfähigen Textverständnisses und zur Herstellung einer wirklich zuverlässigen Umschrift notwendig ist. Dazu kommt, daß er die Gesetze der akkadischen und sumerischen Grammatik auch auf dem Gebiet der elementaren Formen-

lehre nicht selten befremdlich mißachtet und infolgedessen manche ganz unmögliche Übersetzungen gibt. Noch schlimmer für die Gesamterklärung der Texte wirkt sich seine in früheren Arbeiten noch nicht in diesem Umfang zu beobachtende Neigung aus, unbedenklich den Eingebungen einer recht ungezügelten Fantasie zu folgen; mit ihrer Hilfe zieht er weitreichende Folgerungen bisweilen gerade aus sehr stark zerstörten Stellen, die in ihrem heutigen Zustande gar nicht mehr sicher gedeutet werden können. Auf falsche Wege wird diese Fantasie oft auch noch durch die — vielleicht unbewußte — Tendenz gelockt, in Babylonien möglichst viele Formelemente der Kulturen indogermanischer Völker, wie z. B. Mysterien, Drama und Jenseitsglaube, nachzuweisen, wobei der sich heute doch auf allen Gebieten immer mehr durchsetzenden Erkenntnis von der Eigenbegrifflichkeit der einzelnen Kulturen keineswegs gebührend Rechnung getragen wird. Es würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, wenn hier eine Richtigstellung der sehr zahlreichen, durch die genannten Mängel der Arbeitsweise E.s verursachten Fehllesungen und -deutungen geboten werden sollte; diese bei der Wichtigkeit der behandelten Texte notwendige Einzelkritik soll ein Aufsatz von Landsberger und mir in Band 43 der ZA bringen, der auch die erforderliche Einzelbegründung meines hier gegebenen Urteils enthalten wird. Hier gilt es vor allem, eine Übersicht über den Inhalt der in diesem Buche behandelten Texte zu geben, wobei nur die schwerwiegendsten Mißverständnisse E.s kurz berichtigt werden können. Eine Erschöpfung des sehr mannigfachen Inhalts der Texte ist natürlich ebensowenig möglich wie ein näheres Eingehen auf die zahlreichen mit ihnen verknüpften Probleme.

Zweifellos das wichtigste Stück dieser Sammlung ist Nr. 1, ein 75 sehr lange Zeilen umfassender Assurtext, der hier zum erstenmal in Umschrift bekannt gemacht wird. In ihm berichtet ein assyrischer König — nach Vs. 27 und Rs. 1 scheint er *Kura(?)ná* zu heißen[1] — von einer auf sein Gebet hin im Traum empfangenen Unterweltsvision. Leider ist die Vorderseite dieses Textes, auf der ausführlich berichtet wird, wie der König zu dem Wunsch, die Unterwelt zu sehen, kam, so schlecht erhalten, daß der Gang der Erzählung nicht mehr sicher hergestellt werden kann. Daher kann der folgende Versuch, die Hauptmomente der Erzählung herauszuheben, auch nur mit Vorbehalt gegeben werden. Ich gehe dabei von meiner Neubearbeitung der Tafel aus, die dadurch unumgänglich wurde, daß in dem von E. gebotenen Text über 150 Zeichen falsch oder gar nicht gelesen sind und ausreichende Angaben über die Größe der vielen Textlücken fehlen (vgl. ZA 43, a. a. O.).

Zu Beginn des Textes — der eigentliche Anfang fehlt — werden die Macht und der große Reichtum des Königs geschildert, die ihn zu einer hochmütigen Geringschätzung des Göttlichen führten. Das Folgende ist sehr stark zerstört. Es ist von einer Finsternis (als Anlaß der Besinnung?) die Rede; kurz darauf heißt es, daß er zu einem Schreiber ging. Im weiteren Verlauf äußert er dann den Wunsch, „in die Unterwelt hinabzusteigen", aus welchem Grunde, läßt sich nicht mehr feststellen. Um die Erfüllung dieses Wunsches zu erlangen, wird ein Opfer zugerüstet und die Unterweltsgöttin Allatu angerufen. Die Göttin antwortet darauf, der König solle nachts im Traum zu ihr treten und seine Wünsche vorbringen. Es folgt dann noch ein weiteres Gebet zu ihr und dem Unterweltsfürsten Nergal, auf das hin der König nun wirklich im Traum in die Unterwelt versetzt wird. Die nunmehr anschließende Unterweltsschilderung wird als Selbstbericht des Königs gegeben. Er beschreibt zunächst (im Stil der sog. Göttertypentexte wie besonders KB VI 2, 2ff.) die verschiedenen Dämonen der Unterwelt, meist scheußliche Mischwesen. Unter diesen verdient besondere Aufmerksamkeit der vierhändige Unterweltsschiffer Ḫumuṭ-tabal „Nimm eilends weg", da die Namen des Sohnes Jesajas מַהֵר שָׁלָל und חָשׁ בַּז (Jes. 8, 1. 3) damit gewiß nicht nur zufällig bedeutungsgleich sind; anscheinend war diese Dämonengestalt auch außerhalb Babyloniens bekannt[1]. Nach den Dämonen wird der Unterweltskönig Nergal in seiner furchtbaren Majestät beschrieben; er zieht den König an der Stirnlocke vor sich und will ihn im Zorn über sein anmaßendes Verlangen, die Unterwelt zu sehen, töten: da tritt — ähnlich wie im Irramythus — Išum als Fürsprecher ein und erwirkt von Nergal einen — in den Einzelheiten noch recht unklaren[2] — gnädigen Spruch, der darauf hinausläuft, daß dem König das Fortbestehen seiner Herrschaft zugesichert wird. Danach wird er zur Erde hinaufgeschickt und erwacht; voller Schrecken über das im Traum Erlebte läuft er auf die Straße und verkündet seinen Untertanen das Gesehene. Dabei hört es auch der im Anfang des Textes genannte Schreiber, der sein Amt geerbt hatte und bis dahin Bestechungen zugänglich gewesen war, und beschließt aus Furcht vor göttlicher Vergeltung, ein neues Leben zu beginnen. Dieser Schluß zeigt, daß wir das Ganze wohl als eine moralische Erzählung auffassen müssen, die den Menschen ins Gedächtnis rufen soll, daß die Götter vor allem ein sittliches Leben verlangen und daß man nicht, wie es der König

1) Die assyrischen Königslisten scheinen einen König dieses Namens nicht zu kennen, es sei denn, einer der schlecht erhaltenen Königsnamen aus der Zeit nach Bēl-bāni wäre so zu ergänzen (vgl. zu den Königslisten zuletzt Weidner in AfO IV 15ff.; vielleicht bringt jetzt die neue Königsliste von Chorsabad weitere Aufklärung). Der Dichter hat gewiß nicht ohne Absicht einen für seine Zeit schon ziemlich mythischen König zum Helden seiner Geschichte gewählt.

1) Vgl. zu diesen Namen auch die von Humbert in ZAW 50, 90ff. nachgewiesenen ägyptischen Parallelen. Die akkadische Namensform *Ḫumuṭ-tabal* spricht übrigens auch für eine Änderung der masoretischen Vokalisation dieser Namen nach der Übersetzung der Septuaginta: ταχέως σκύλευσον ὀξέως προνόμευσον.

2) Die von E. in den Text hineingelesenen Anspielungen auf das „Paradies" (vgl. S. 2) finden auf dem Original keine Bestätigung. Der Glaube an ein Paradies ist den Babyloniern ja auch ganz fremd.

Stunden. Gunn, der diesen Text veröffentlicht, vermutet gewiß mit Recht, daß in dieser Einteilung die Erinnerung an eine ursprüngliche Vierteilung des Tages und der Nacht nachklinge, wie sie Sethe für den Wachtdienst auf den Schiffen nachgewiesen hat. — Die Nachtstunden werden mythologisch nach dem Stand der Sonne am Leibe der Nut bestimmt, an den Händen beginnend (1. Stunde) zurück zu den Beinen (12. Stunde). Das entspricht der Vorstellung vom Sonnenlauf, die das Gestirn am Abend in den Mund der Göttin eingehen läßt, um in ihrem Leibe zur Stätte des Aufgangs zurückzukehren. Bei der Darstellung der Nut, die sich über die Erde spannt, begegnet diese Auffassung in dem gleichen Raum auch im Bilde, indem die Sonnenscheibe die Lippen der Göttin berührt.

In einem Text, der der eigenartigste des Grabes ist, wird dieses Motiv des Verschlungenwerdens auch auf die Sterne bezogen und zur Deutung ihres Laufes verwendet. Er schildert am Eingang, wie die Sterne des Nachts den Menschen sichtbar am Leibe der Himmelsgöttin segeln und am Tage unsichtbar in ihrem Inneren fahren. Er erklärt diesen Tatbestand mit einem Mythos, nach dem Nut ihre Kinder, die Sterne, verschlang. Geb schalt sie darum; aber Schu schlichtet den Streit, indem er Nut in die Höhe hebt und verheißt, daß sie die Sterne aufs Neue gebären solle.

An diese Erzählung schließen sich Wechselreden, die wiederum von Erzählungen unterbrochen und von kurzen erklärenden Bemerkungen begleitet werden. Der Text gehört also jenen dramatischen Texten zu, deren Verständnis Sethe erschlossen hat. Leider ist er recht schlecht erhalten. Große Stücke fehlen; auch an Lücken, die der Abschreiber offen ließ, fehlt es nicht. Sie zeigen, daß schon die Vorlage in schlechtem Zustand war. Orthographie und Sprache bieten gleichfalls manche Schwierigkeit. So sind nur Bruchstücke faßbar und die Gedankenführung des Ganzen bleibt uns verborgen. Die Absicht, die der Text verfolgt, ist immerhin deutlich. Er will Ordnung und Lauf der Himmelserscheinungen aus dem Mythus begründen. So ist denn im weiteren Verlauf von Horus, dem Verlust und der Wiedergewinnung seiner Augen wie auch von dem Schöpfungsakt des Atum die Rede. Es mag sein, daß sich die Übersetzung, die de Buck bietet, hier und da noch verbessern läßt; schwerlich wird man aber wesentlich über seine besonnene und sorgsame Behandlung des Textes hinaus kommen.

Für die spätere Geschichte des Grabes sind die Graffiti bedeutsam, die sich in großer Zahl an den Wänden des Eingangskorridors gefunden haben und von Gunn in einer Auswahl vorgelegt werden. Sie reichen bis in römische Zeit und zeigen, daß das Grab namentlich während der 22. Dyn. viel besucht wurde. Man war sich damals noch seiner Bedeutung bewußt, wie die gelegentliche Bezeichnung „geheime Unterweltsstätte (štȝj n dȝt) des Königs Sethos" zeigt. Ein Kapitel, das über das Schicksal des Bauwerks in koptischer Zeit, im wesentlichen also wohl über seine Zerstörung, berichten sollte, konnte leider nicht mehr in die Publikation aufgenommen werden. Es soll im Journal of Egyptian Archaeology erscheinen.

Keilschriftforschung.

Ebeling, Erich: Tod und Leben nach den Vorstellungen der Babylonier. I. Teil: Texte. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1931. (IV, 177 S.) gr. 8°. RM 15—. Bespr. von W. von Soden, Göttingen.

In dem (bisher allein erschienenen) ersten Bande dieses Werkes legt uns Ebeling eine größere Anzahl von Texten in Umschrift und Übersetzung mit erläuternden Einleitungen vor, die die Grundlage einer für den zweiten Band in Aussicht gestellten Untersuchung über „die Vorstellungen der Babylonier von Tod und Leben" bilden sollen. Die meisten der behandelten Texte sind Rituale verschiedener Art; daneben stehen Kultkommentare, Beschwörungen und Hymnen in akkadischer und sumerischer Sprache, einige epische Stücke sowie einzelne Texte anderer Gattungen. Daß E. diese Textbearbeitungen vor der Veröffentlichung seiner Ergebnisse in systematischer Darstellung herausgegeben hat, ist sehr zu begrüßen, handelt es sich doch meistens um bisher gar nicht oder nur unzureichend bearbeitete Texte; manche Stücke sind hier sogar zum allerersten Male veröffentlicht. Die den Bearbeitungen vorangehenden, oft sehr ausführlichen Einleitungen zeigen, daß E. in der Deutung der Texte nicht selten zu ganz neuen und überraschenden Auffassungen gelangt ist. Daraus erwächst der Kritik die Aufgabe, nachzuprüfen, ob und wie weit das diesen Auffassungen zugrunde liegende Textverständnis richtig ist. Erst danach ist eine Stellungnahme zu E.s religionsgeschichtlichen Folgerungen möglich; diese muß aber bis zum Erscheinen des II. Bandes zurückgestellt werden.

E.s Textbearbeitungen stellen für das Verständnis der bisher nicht bearbeiteten Texte im Allgemeinen eine recht brauchbare Grundlage dar und führen auch bei den schon behandelten Texten oft beträchtlich über die älteren Bearbeitungen hinaus. Eine ausgebreitete Literaturkenntnis und große Kombinationsfähigkeit liessen E. auch verschiedene neue Wortdeutungen finden oder doch durch Zusammenstellung der Belege vorbereiten. Diesen Vorzügen des Buches stehen leider aber recht erhebliche Mängel gegenüber, die dazu führten, daß manche Texte ganz oder doch in wesentlichen Teilen mißverstanden wurden, bei anderen Umschrift und Übersetzung im Einzelnen sehr viel zu wünschen übrig lassen. Die Ursachen dieser Mängel liegen auf verschiedenen Gebieten. Einmal arbeitet E. bei seiner großen Produktivität viel zu schnell, als daß er sich in die behandelten Texte so vertiefen könnte, wie es zur Erzielung eines tragfähigen Textverständnisses und zur Herstellung einer wirklich zuverlässigen Umschrift notwendig ist. Dazu kommt, daß er die Gesetze der akkadischen und sumerischen Grammatik auch auf dem Gebiet der elementaren Formen-

lehre nicht selten befremdlich mißachtet und infolgedessen manche ganz unmögliche Übersetzungen gibt. Noch schlimmer für die Gesamterklärung der Texte wirkt sich seine in früheren Arbeiten noch nicht in diesem Umfang zu beobachtende Neigung aus, unbedenklich den Eingebungen einer recht ungezügelten Fantasie zu folgen; mit ihrer Hilfe zieht er weitreichende Folgerungen bisweilen gerade aus sehr stark zerstörten Stellen, die in ihrem heutigen Zustande gar nicht mehr sicher gedeutet werden können. Auf falsche Wege wird diese Fantasie oft auch noch durch die — vielleicht unbewußte — Tendenz gelockt, in Babylonien möglichst viele Formelemente der Kulturen indogermanischer Völker, wie z. B. Mysterien, Drama und Jenseitsglaube, nachzuweisen, wobei der sich heute doch auf allen Gebieten immer mehr durchsetzenden Erkenntnis von der Eigenbegrifflichkeit der einzelnen Kulturen keineswegs gebührend Rechnung getragen wird. Es würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, wenn hier eine Richtigstellung der sehr zahlreichen, durch die genannten Mängel der Arbeitsweise E.s verursachten Fehllesungen und -deutungen geboten werden sollte; diese bei der Wichtigkeit der behandelten Texte notwendige Einzelkritik soll ein Aufsatz von Landsberger und mir in Band 43 der ZA bringen, der auch die erforderliche Einzelbegründung meines hier gegebenen Urteils enthalten wird. Hier gilt es vor allem, eine Übersicht über den Inhalt der in diesem Buche behandelten Texte zu geben, wobei nur die schwerwiegendsten Mißverständnisse E.s kurz berichtigt werden können. Eine Erschöpfung des sehr mannigfachen Inhalts der Texte ist natürlich ebensowenig möglich wie ein näheres Eingehen auf die zahlreichen mit ihnen verknüpften Probleme.

Zweifellos das wichtigste Stück dieser Sammlung ist Nr. 1, ein 75 sehr lange Zeilen umfassender Assurtext, der hier zum erstenmal in Umschrift bekannt gemacht wird. In ihm berichtet ein assyrischer König — nach Vs. 27 und Rs. 1 scheint er *Kura(?)ná* zu heißen[1] — von einer auf sein Gebet hin im Traum empfangenen Unterweltsvision. Leider ist die Vorderseite dieses Textes, auf der ausführlich berichtet wird, wie der König zu dem Wunsch, die Unterwelt zu sehen, kam, so schlecht erhalten, daß der Gang der Erzählung nicht mehr sicher hergestellt werden kann. Daher kann der folgende Versuch, die Hauptmomente der Erzählung herauszuheben, auch nur mit Vorbehalt gegeben werden. Ich gehe dabei von meiner Neubearbeitung der Tafel aus, die dadurch unumgänglich wurde, daß in dem von E. gebotenen Text über 150 Zeichen falsch oder gar nicht gelesen sind und ausreichende Angaben über die Größe der vielen Textlücken fehlen (vgl. ZA 43, a. a. O.).

Zu Beginn des Textes — der eigentliche Anfang fehlt — werden die Macht und der große Reichtum des Königs geschildert, die ihn zu einer hochmütigen Geringschätzung des Göttlichen führten. Das Folgende ist sehr stark zerstört. Es ist von einer Finsternis (als Anlaß der Besinnung?) die Rede; kurz darauf heißt es, daß er zu einem Schreiber ging. Im weiteren Verlauf äußert er dann den Wunsch, „in die Unterwelt hinabzusteigen", aus welchem Grunde, läßt sich nicht mehr feststellen. Um die Erfüllung dieses Wunsches zu erlangen, wird ein Opfer zugerüstet und die Unterweltsgöttin Allatu angerufen. Die Göttin antwortet darauf, der König solle nachts im Traum zu ihr treten und seine Wünsche vorbringen. Es folgt dann noch ein weiteres Gebet zu ihr und dem Unterweltsfürsten Nergal, auf das hin der König nun wirklich im Traum in die Unterwelt versetzt wird. Die nunmehr anschließende Unterweltsschilderung wird als Selbstbericht des Königs gegeben. Er beschreibt zunächst (im Stil der sog. Göttertypentexte wie besonders KB VI 2, 2ff.) die verschiedenen Dämonen der Unterwelt, meist scheußliche Mischwesen. Unter diesen verdient besondere Aufmerksamkeit der vierhändige Unterweltsschiffer Ḫumuṭ-tabal „Nimm eilends weg", da die Namen des Sohnes Jesajas מַהֵר שָׁלָל und חָשׁ בַּז (Jes. 8, 1. 3) damit gewiß nicht nur zufällig bedeutungsgleich sind; anscheinend war diese Dämonengestalt auch außerhalb Babyloniens bekannt[1]. Nach den Dämonen wird der Unterweltskönig Nergal in seiner furchtbaren Majestät beschrieben; er zieht den König an der Stirnlocke vor sich und will ihn im Zorn über sein anmaßendes Verlangen, die Unterwelt zu sehen, töten: da tritt — ähnlich wie im Irramythus — Išum als Fürsprecher ein und erwirkt von Nergal einen — in den Einzelheiten noch recht unklaren[2] — gnädigen Spruch, der darauf hinausläuft, daß dem König das Fortbestehen seiner Herrschaft zugesichert wird. Danach wird er zur Erde hinaufgeschickt und erwacht; voller Schrecken über das im Traum Erlebte läuft er auf die Straße und verkündet seinen Untertanen das Gesehene. Dabei hört es auch der im Anfang des Textes genannte Schreiber, der sein Amt geerbt hatte und bis dahin Bestechungen zugänglich gewesen war, und beschließt aus Furcht vor göttlicher Vergeltung, ein neues Leben zu beginnen. Dieser Schluß zeigt, daß wir das Ganze wohl als eine moralische Erzählung auffassen müssen, die den Menschen ins Gedächtnis rufen soll, daß die Götter vor allem ein sittliches Leben verlangen und daß man nicht, wie es der König

1) Die assyrischen Königslisten scheinen einen König dieses Namens nicht zu kennen, es sei denn, einer der schlecht erhaltenen Königsnamen aus der Zeit nach Bēl-bāni wäre so zu ergänzen (vgl. zu den Königslisten zuletzt Weidner in AfO IV 15ff.; vielleicht bringt jetzt die neue Königsliste von Chorsabad weitere Aufklärung). Der Dichter hat gewiß nicht ohne Absicht einen für seine Zeit schon ziemlich mythischen König zum Helden seiner Geschichte gewählt.

1) Vgl. zu diesen Namen auch die von Humbert in ZAW 50, 90ff. nachgewiesenen ägyptischen Parallelen. Die akkadische Namensform *Ḫumuṭ-tabal* spricht übrigens auch für eine Änderung der masoretischen Vokalisation dieser Namen nach der Übersetzung der Septuaginta: ταχέως σκύλευσον ὀξέως προνόμευσον.

2) Die von E. in den Text hineingelesenen Anspielungen auf das „Paradies" (vgl. S. 2) finden auf dem Original keine Bestätigung. Der Glaube an ein Paradies ist den Babyloniern ja auch ganz fremd.

anscheinend getan hat, mit ihnen spielen soll. Warum gerade eine solche Visionsschilderung diesem erzieherischen Zweck dienstbar gemacht wurde, läßt sich wegen der schlechten Erhaltung der Vorderseite nicht sagen.

Die Erzählung gehört zu den — von den Königsinschriften abgesehen — nicht sehr zahlreichen Prosadichtungen der akkadischen Literatur; ihr im allgemeinen sehr lebendiger Stil, der sich an den Höhepunkten zu fast dramatischer Wucht steigert, zeigt manche Anklänge an den der Königsinschriften der Sargoniden. Der Visionsbericht selbst erinnert gelegentlich an prophetische Visionsschilderungen; solange dieser Text vereinzelt dasteht, wird sich aber schwerlich ausmachen lassen, ob irgendwelche Zusammenhänge vorliegen.

Der schon lange bekannte und mehrfach behandelte, leider auch sehr lückenhafte Text Nr. 2 hatte bisher noch keine befriedigende Gesamterklärung gefunden. E. ist nun überzeugt, daß ihm das richtige Verständnis dieses merkwürdigen Textes gelungen sei; er sagt auf S. 9: „Er schildert nämlich, um es kurz zu sagen, das Schicksal der Menschen nach dem Tode vor dem Unterweltsgericht." Nun steht aber von Tod und Unterwelt kein Wort in dem Text, so sehr sich E. in seiner Einleitung auch bemüht, Anspielungen darauf in ihn hineinzudeuten. Einzigartig ist der Inhalt des Textes allerdings auch bei sachgemäßer Erklärung: er enthält nämlich Parodien auf verschiedene Gattungen der babylonischen „wissenschaftlichen" Literatur wie die Götterlisten, die medizinischen Rezepte, die Hemerologien u. a. Die literarische Form dieser Parodien ist die eines Zwiegesprächs zwischen einer Frau und einem *aluzinnu*; letzterer scheint ein Spaßmacher zu sein. Da in diesem Text die babylonische Wissenschaft anscheinend nicht mehr ganz ernst genommen wird, ist er gewiß erst in neuassyrischer Zeit entstanden. Für die noch mancherlei Schwierigkeiten bietende Einzelerklärung vgl. Landsberger in ZA 43, a. a. O.

Gleichfalls auf Unterwelt und Totengericht bezieht E. im Anschluß an den Erstherausgeber Scheil einige als Nr. 3 bearbeitete Täfelchen, die in einem Grabe in Susa gefunden worden sind. Daß diese Deutung richtig ist, glaube ich nicht, da bei richtiger Übersetzung in ihnen weder von Grab noch von Totenwage die Rede ist. Es muß hier nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es einen einwandfreien Beleg für den Glauben an ein Totengericht aus Babylonien überhaupt nicht gibt. Bei den oft erwähnten Unterweltsrichtern lag nur die Entscheidung über Tod und Leben des Menschen, eine Entscheidung, deren Bedeutung den Kult der Unterweltsgötter wohl verständlich macht. Bei der Trostlosigkeit der babylonischen Vorstellungen von dem Dasein nach dem Tode ist es auch nicht wahrscheinlich, daß je Belege für ein Totengericht im eigentlichen Sinne auftauchen werden; ist doch die Scheidung von Gut und Böse in einer Unterwelt, wie sie die Babylonier glaubten, sinnlos. Welcher Art die sumerischen Vorstellungen auf diesem Gebiet waren, ist noch nicht klar. — Die genannten Täfelchen, in denen leider noch sehr viel unklar ist, wird man mit Landsberger vielleicht am besten als Auszüge aus mythischen Erzählungen betrachten.

Den sumerischen Text Nr. 4 faßt E. als „ein Selbstlobgedicht der Göttin des Unterweltsflusses" auf, eine Deutung, die dem Text aber ebensowenig gerecht wird wie die gleichzeitig erschienene, ganz abweichende von Witzel. Der Text ist vielmehr anscheinend ein Stück aus einer epischen Erzählung (so auch Landsberger), in dem eine Göttin (vielleicht Nammu?) ihre eigene Macht rühmt. Die Gegenüberstellung von gut und böse in Z. 7f. bezieht sich sicher nicht auf die Unterwelt, sondern vielleicht auf die Stätte des Flußordals.

Unter Nr. 5, 7, 8 und 10 sind einige sehr interessante, aber auch schwierige Kultkommentare behandelt. Diese wohl ausnahmslos spät entstandenen Texte bemühen sich, die Riten des Kultus aus alten Mythen, von denen uns z. T. außerhalb dieser Kommentare keine Spuren mehr erhalten sind, zu erklären. Daß hinter diesen Erklärungen keine sichere Überlieferung mehr steht, zeigt schon die Tatsache, daß für manche Riten verschiedene Deutungen zur Wahl gestellt werden. Den ursprünglichen Sinn der Riten dürfen wir daher aus diesen Kommentaren nicht zu erschließen suchen; für die Kenntnis der priesterlichen Spekulationen der späteren Zeit sind sie aber von großer Bedeutung.

Mit einer als Brief des Urmenschen Adapa stilisierten Beschwörung beginnt das Bruchstück Nr. 6, dessen zweite Beschwörung auf einen sonst unbekannten Mythus vom Leiden des Feldgottes Sumuqan und seiner Erlösung durch Mutter (!) und Schwester (!) anspielt. E.s auf falschen Lesungen beruhende Deutung des Textes in seiner Einleitung ist ganz unmöglich.

Den schlimmsten Streich hat E. seine Fantasie aber bei Nr. 9 gespielt: Hier deutet er zwei bisher unveröffentlichte Bruchstücke aus Assur als „Textbuch zu einem kultischen Drama", in dem abwechselnd der „Chor der Priester" und der „Gott" reden soll. Daß bei dieser Deutung der Inhalt der Texte geschmackloser Unsinn ist, hat E. offenbar nicht gestört. In Wirklichkeit enthalten diese beiden Stücke — Opferschauomina, ist doch statt *be-lu* an den Zeilenanfängen selbstverständlich überall *šumma immeru* „Wenn ein Schaf . . ." zu lesen[1]!

Von den recht mannigfaltigen Gebräuchen bei Tod und Begräbnis eines Königs handeln die Texte Nr. 12 (Bruchstück einer neuassyrischen Königsinschrift) und Nr. 13 (Stück aus einem neuassyrischen Brief) sowie das auf S. 59f. bearbeitete Briefbruchstück.

Fast den ganzen Rest des Bandes füllen Rituale verschiedener Art, die E. nicht nur übersetzt, sondern auch zu deuten versucht. Das nötigt zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen zum Problem der Ritendeutung, die eine der allerschwierigsten Aufgaben der Religionsforschung darstellt. Die große Schwierigkeit der Ritendeutung gründet vor allem darin, daß sich die äußeren Vorgänge bei den Riten viel länger unverändert erhalten als die damit verbundenen Vorstellungen. Die Folge davon ist, daß eine spätere Zeit zwar sehr oft noch die Riten einer älteren Zeit verwendet, damit aber nicht selten einen von dem ursprünglichen abweichenden Sinn verbindet. Ja auch in ein und derselben Zeit müssen gleichartige Hand-

1) Es fällt sehr auf, daß von den bisherigen Rezensenten des Buches (vgl. Baumgartner, AfO VIII 232ff.; Contenau, RA 29, 39; Dhorme, RHR 108, 246ff.; Gustavs, ThLZ 1932, 25ff.; Nötscher, Theol. Revue 1931, 417ff.; Sayce, JRAS 1932, 232ff.) selbst diese Entgleisung E.s niemand bemerkt hat; auch seine übrigen Mißdeutungen sind leider fast alle unbesehen übernommen worden

lungen nicht notwendig in Ritualen aller Art die gleiche Bedeutung haben. Wenn wir uns außerdem noch vor Augen halten, daß wir über den letzten Ursprung der Riten fast nie etwas Sicheres wissen, so wird es offenkundig, daß auch nur einigermaßen tragfähige Ergebnisse auf dem Gebiet der Ritendeutung nur bei allergrößter Vorsicht und feinem Takt in der Ausdeutung gewonnen werden können. E.s fantasievolle Einleitungen zeigen aber leider einen sehr empfindlichen Mangel an beiden Eigenschaften, wenn sie auch das Verdienst haben, das Problem der Erklärung der Riten zum ersten Mal umfassend angepackt zu haben. E. macht in ihnen vor allem den Fehler, daß er die babylonischen Riten aus Gedankengängen der hellenistischen Mysterienreligionen zu erklären sucht, ohne vorher die Frage, ob das möglich ist, überhaupt zu erörtern. Ich möchte diese Möglichkeit vorläufig sogar glatt verneinen, da Wesensähnlichkeiten zwischen der babylonischen Religion und den hellenistischen Kulten, die Schlüsse aus letzteren rechtfertigen könnten, bisher nicht nachgewiesen sind. Bei den außerordentlich tiefgehenden Unterschieden zwischen diesen Religionen ist es auch nicht wahrscheinlich, daß sich bei späteren eingehenden Untersuchungen nähere Beziehungen zwischen ihnen herausstellen werden. Von den von E. verkannten Unterschieden liegt einer z. B. auf dem Gebiete des Vergöttlichungsglaubens. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß für die Mysterienkulte der Glaube, daß ein Mensch sich unter bestimmten Voraussetzungen zeitweise zum Gott erheben könne, grundlegend war. E. nimmt (z. B. auf S. 48f. und S. 116) an, daß ähnliche Überzeugungen auch in Babylonien galten; die von ihm dafür angeführten Textstellen sagen aber bei unvoreingenommener Interpretation in dieser Richtung nichts aus[1]. Man darf wohl sogar sagen, daß eine solche Vergöttlichung des Menschen durch eigene Kraft für die babylonische Religiosität, die in einem tiefen Abstandsgefühl den Göttern gegenüber wurzelt, ganz undenkbar gewesen ist[2]. Ich muß es mir leider versagen, auf diese für das Verständnis der babylonischen Religion entscheidend wichtigen Fragen hier weiter einzugehen; ich möchte nur das eine noch betonen, daß die von E. in diesem Bande so oft versuchte Deutung von Einzelvorgängen in den Ritualen fruchtbar erst dann betrieben werden kann, wenn wir uns über die wesentlichen Züge der babylonischen Religiosität zuvor wenigstens in Umrissen Klarheit geschaffen haben; denn nur ein Gesamtverständnis der Religion kann uns lehren, in welcher Richtung wir die Einzelvorstellungen zu deuten haben. — Es gilt nun, einen ganz knappen Überblick über die von E. bearbeiteten Rituale zu geben.

Für die Heilung der durch den Totengeist und verwandte Dämonen verursachten Krankheiten sind die Rituale Nr. 11, 20, 21, 30 und 32 bestimmt, in die zahlreiche Beschwörungen und Gebetsbeschwörungen an Šamaš, Ištar, Tammuz und andere Götter einbezogen sind. Einige dieser Texte lassen sich mit Hilfe von durch E. nicht verwerteten Duplikaten noch etwas besser herstellen. Verwandt ist das Ritualbruchstück Nr. 33, das sich gegen eine durch ein Grab verursachte Krankheit wendet, während das einer Hemerologie entnommene Stück Nr. 31 wohl einen vorbeugenden Ritus gegen den Totengeist beschreibt.

Gleichfalls der Krankenheilung dienen die unter Nr. 15—20 behandelten Ersatzopferrituale, die in der Vorstellung wurzeln, daß der in der Krankheit zum Ausdruck kommende Anspruch der Unterweltsdämonen auf einen Menschen durch ersatzweise Opferung eines Tieres oder eines Bildes des Menschen, auf die u. a. durch Anlegung eines menschlichen Kleides Wesenszüge des kranken Menschen übertragen werden, abgegolten werden kann.

Ein noch recht unklares Ritual ist Nr. 25, dessen Vorderseite offenbar eine Beschwörung gegen die krankhafte Ablösung der Nägel enthält. Auf dem erhaltenen Teil der Rückseite stehen anscheinend Beschwörungsgebete, die bei Flußordalen von den Betroffenen gesprochen werden mußten. Eine sichere Deutung dieses interessanten Textes — E.s abweichende Erklärung kann ich nicht für richtig halten — wird, solange Paralleltexte fehlen, wohl nicht möglich sein.

Ein wertvolles Zusatzstück zu den von Thureau-Dangin in „Rituels accadiens" S. 1ff. behandelten Ritualen für den *kalû*-Priester ist das spätbabylonische Mondfinsternisritual Nr. 24, das den *kalû* wieder in seiner Tätigkeit als Besänftiger des sich in unheilvollen Naturereignissen äußernden göttlichen Zorns zeigt. Es ist bemerkenswert, daß die Mondfinsternisse, deren Periodizität in dieser späten Zeit der Wissenschaft doch schon gut bekannt war, für die Religion dieser Zeit immer noch als große Unglücksfälle galten.

Zu den von Zimmern in „Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Religion" Nr. 60—70 bekanntgemachten Stücken von Ritualen für den Sängerpriester (*zammeru*) bildet das Ritual Nr. 22 eine willkommene Ergänzung. Der besondere Zweck dieser Gruppe von Ritualen, die ausnahmslos in assyrischer Sprache abgefaßt sind und demnach

1) E. entnimmt z. B. auf S. 48 aus dem Gebet des Priesters für den Kranken „Deine geliebte Ištar gehe dir zur Seite", daß der Kranke durch die vorhergehende Züchtigung, in deren Folge er „sein Selbst vertauschen soll" (d. h. wohl mit Landsberger: sich umdrehen soll), zum Gott geworden sei!! Daß dieser „Gott" dann kurz danach ein Bußgebet an Ištar sprechen muß, hat E. an seiner Deutung nicht irre gemacht. Tatsächlich enthält dieses Gebet natürlich nur eine Bitte um göttlichen Beistand.

2) In der sumerischen Religion scheint das Abstandsgefühl gegenüber den Göttern nicht so tief gewesen zu sein. Immerhin geschieht die dort bezeugte Vergöttlichung von Königen keineswegs durch menschliche Kraft, sondern nur durch göttliche Gnade.

wohl auch nur in Assyrien Verwendung fanden, ist bisher noch nicht herausgestellt worden; auch E.s Einleitung geht auf die entscheidende Frage nicht ein. Ich möchte vor allem auf Grund des neuen Textes glauben, daß die vom *zammeru* ausgeführten Rituale beim Sühneopfer des Einzelnen Verwendung fanden, das dazu diente, der Krankheit als Folge der Sünde vorzubeugen; wenn die Krankheit schon eingetreten war, hatte der Beschwörer (*āšipu*) seines Amtes zu walten. Während in den öffentlichen Liturgien des *kalû*-Rituals meist sumerische Gesänge zum Vortrag kamen, sind die Lieder des *zammeru* durchweg in akkadischer Sprache abgefaßt.

Unter Nr. 26—29 behandelt E. vier Rituale, die die Zeremonien der Mundwaschung und Mundöffnung zum Gegenstand haben. Diese Zeremonien, die vor allem bei der Einweihung von Götterbildern ausgeführt wurden, um den toten Stoff des Bildes zur Wohnung des Gottes zu bereiten, hat zuerst Zimmern in der Nöldeke-Festschrift eingehend erklärt. Von den hier bearbeiteten, damals noch unbekannten Texten zeigt Nr. 26, den E. zu Unrecht als Einweihungsritus deutet, daß die Mundwaschung auch bei schon aufgestellten Bildern von Zeit zu Zeit gleichzeitig wohl zur äußeren Reinigung am Flusse wiederholt werden mußte; unerläßlich war sie nach Nr. 27 auch bei der Wiederherstellung beschädigter Statuen. Ja sogar bei Menschen mußte im Rahmen bestimmter Riten wie des zur Krankenheilung dienenden *ilī-ul-ide*-Ritus[1] die Mundwaschung vorgenommen werden (Nr. 28). In was für Vorstellungen diese Ritenübertragung gründet, ist noch unklar.

Ein bisher einzigartiger Text ist das in assyrischer Sprache abgefaßte Ritual Nr. 14, das E. mit Hilfe von allerlei Erklärungskunststückchen als ein Begräbnisritual zu deuten sucht. Bei unbefangenem Studium läßt sich aber unschwer erkennen, daß es ein Ritual für die Weihe eines Brautbettes ist und zwar, wie aus dem Schluß des Textes geschlossen werden kann, für die Weihe des Bettes einer königlichen Nebenfrau. Für das Verständnis der besonderen Kulte des assyrischen Hofes ist dieser Text von großer Bedeutung.

Nr. 34 ist ein Ritual gegen die Pest mit einer langen Gebetsbeschwörung an die Götter der Nacht, die auffällige Anklänge an ein von Šileiko veröffentlichtes altbabylonisches Gebet (*ikribu*) an die Götter der Nacht aufweist.

Zum Schluß behandelt E. noch einige Texte aus altbabylonischer Zeit. Nr. 35 ist ein sumerischer Hymnus an Nergal für den König Šu-ilišu (um 2150 v. Chr.). Daß Nergal auch ein Vegetationsgott ist, wie vielfach (auch von E. in der Einleitung) angenommen wird, läßt sich freilich aus diesem Text bei richtiger Übersetzung so wenig nachweisen wie aus den bisher schon bekannten, in denen Nergal lediglich einmal als Schützer der wilden Tiere gepriesen wird. Ob die von E. in Aussicht gestellte Neuuntersuchung des Wesens dieses Gottes die dringend notwendige weitere Aufklärung seines Doppelcharakters als Gestirngott und Unterweltsfürst bringen wird, ist zweifelhaft, da seine Erklärung des vorliegenden wichtigen Hymnus vielfach fehlgeht.

Als Nr. 36 ist eine altsumerische Beschwörung aus Drehem behandelt, die wohl der bisher älteste Vertreter des durch das Zwiegespräch von Marduk und Ea gekennzeichneten Typs ist. Der Text ist besprochen und z. T. übersetzt auch von Falkenstein in LSS N. F. I, S. 57, 60; seine Übersetzung ist der von E. überall vorzuziehen.

Als letzten Text behandelt E. die schwierige altbabylonische Erzählung von der Menschenschöpfung der Ninḫursag, dessen Verständnis durch die Heranziehung eines verwandten neuassyrischen Textes in mancher Hinsicht gefördert wird; die Nichtachtung der Besonderheiten der altbabylonischen Grammatik macht sich in seiner Bearbeitung allerdings recht unerfreulich bemerkbar.

Wenn wir zum Schluß noch einen Wunsch aussprechen dürfen, so ist es der, daß E. vor der Veröffentlichung des zweiten, systematischen Teils seines Buches seine Auffassung der hier behandelten Texte im Ganzen wie im Einzelnen noch einmal gründlich überprüfen möge, da diese Besprechung gezeigt haben wird, daß seine bisherige Deutung der Texte vielfach nicht haltbar ist; denn eine wirkliche Förderung können wir uns von dem zweiten Teil nur dann versprechen, wenn er auf zuverlässigen Übersetzungen aufbaut und die babylonischen Vorstellungen aus sich heraus unter Vermeidung von den Blick trübenden Vergleichen mit oft nur scheinbar ähnlichen Anschauungen anderer Religionen zu deuten sucht.

1) Vgl. dazu jetzt Kunstmann in LSS N. F. II 47.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Lambert, Mayer: **Traité de grammaire hébraïque.** Fasc. II. Paris: Ernest Leroux 1932. (III S., S. 225—432.) gr. 8°. Angez. von E. Kuhr, Eldena über Greifswald.

Der zweite Faszikel von Mayer Lamberts postumer Grammatik, deren erste Lieferung OLZ 1933, Sp. 364 ff. besprochen ist, enthält das Verbum und den größten Teil der Partikeln (Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen und den Anfang der Interjektionen). Doch werden unter diesen Kategorien der Formenlehre, entsprechend dem schon im ersten Faszikel mehrfach geübten Verfahren, bereits weite Gebiete der Syntax behandelt.

Auch dieser zweite Faszikel breitet ein reiches grammatisches Material aus — in einer allerdings nicht immer sehr übersichtlichen Anordnung —, steht aber in seiner Darstellung der neueren Forschung und Methodik genau so fremd gegenüber wie die erste Lieferung.

Soloweitschik, Dr. Max: **Vom Buch, das tausend Jahre wuchs.** Ein bibelwissenschaftliches Sammelbuch. Berlin: Welt-Verlag [1932]. (206 S.) 8°. RM 5 —. Angez. von Ludwig Köhler, Zürich.

Eine Sammlung von nicht ganz strengem Aufriß: auf ein Zitat aus Heine folgt ein Vorwort. Darnach will die Schrift „eine allgemeinverständliche Einführung in die moderne Bibelwissenschaft" sein, bei der möglichst „alle Hauptprobleme der biblischen Forschung" einbezogen und möglichst „die genetische Aufeinanderfolge des biblischen Schrifttums" gewahrt ist. Dieses Ziel ist nur unvollkommen erreicht.

Die einzelnen Arbeiten sind sämtlich Neudrucke oder Auszüge aus früheren Werken der Verfasser: Charles Foster Kent, die älteste historische Tradition

Israels (S. 13—40), schwach; Simon Bernfeld, das prophetische Schrifttum (S. 41—73), ganz schwach; Gustav Hölscher, das ekstatische Prophetentum in den semitischen Religionen (S. 75—87), aus dem trefflichen Buch; Karl Budde, das nomadische Ideal im Alten Testament (S. 89—112), der berühmte Aufsatz; A. Causse, die altisraelitische Kultuspoesie und der Ursprung der Psalmen (S. 113—146), erst Mowinckel, nicht Gunkel habe der Psalmenauslegung „endgültig neue Wege" gewiesen! Harry Torczyner, Hiobdichtung und Hiobsage (S. 147—168), kühn, aber sehr anregend; A. Kamenezki, der biblische Kanon (S. 169—180), ordentlich, aber ohne große Tiefe; Paul Volz, Babylonische Einflüsse.

Lachmann, Prof. Dr. Johann: **Das Buch Habbakuk.** Eine textkritische Studie. Aussig/CSR, Uhlandstr. 9: Selbstverlag d. Verf. 1932. (92 S.) 8°. Angez. von A. Wendel, Ober-Breidenbach i. Hessen/Marburg.

Gegen die für die Bibeltext-Forschung so bedeutsame Theorie von F. Wutz, daß den Septuaginta-Übersetzern der hebräische Text in griechischer Umschrift vorgelegen habe (Die Transkriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus, 1925), ist der Vorwurf mangelnder exakter Einzelbeweisführung erhoben worden.

Lachmann bringt eine solche Untersuchung der Differenzen zwischen dem massor. Text und LXX für ein bibl. Buch, eben für Habb. Daß es bei den alexandrinischen Juden Transkriptionstexte gab, sei nicht zu bestreiten, zudem vor Wutz bereits bekannt gewesen. Es frage sich nur, in welchem Umfange sie im Umlauf waren. Für die Textunterschiede zwischen Mass. und Sept. bei Habb. stellt nun L. 3 Gründe heraus: 1. Konsonantenverlesungen; 2. verschiedene Vokalisationsmöglichkeit der gleichen Konsonantengruppe; 3. verschiedene Textfassung bereits bei den hebr. Vorlagen. Er kommt zum Ergebnis: „Der Großteil des entscheidenden Materials spricht deutlich gegen die Benützung transkribierter Vorlagen zur LXX-Übersetzung des Buches H. . . . . So wird man sich hinsichtlich des Buches H. gegen Wutz aussprechen müssen." Dagegen wird die Möglichkeit zugegeben, daß das 3. Kapitel, das in der Tat Beweise für die Wutzsche Theorie enthalte, „wegen seiner praktischen Verwendung in der Liturgie als selbständiger Psalm in transkribierten Texten im Umlauf war".

Vielleicht läßt sich gerade der letztgenannte Teil seines Resultates durch weitere ähnliche Untersuchungen verallgemeinern; sie müßten sich dann auch des Verfassers gründlich-sorgfältige und unvoreingenommene Methode zu eigen machen.

Hertzberg, Prof. Lic. H. W.: **Der Prediger (Qohelet)** übers. und erklärt. Leipzig: A. Deichert 1932. (XII, 195 S.) gr. 8°. = Kommentar zum Alten Testament, hrsg. von E. Sellin, Bd. XVI, 4. RM 8 —; geb. 10 —. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Es fehlte an einem, dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft entsprechenden deutschen Kommentar zum Buch Kohelet (die letzten Kommentare dieser Art stammen von Siegfried und Wildeboer u. datieren vom J. 1898). Diesem Bedürfnis kommt nun das gründliche und in gutem Deutsch verfaßte Werk von Hertzberg entgegen. H. hat fleißige Umschau in der Fachliteratur gehalten und aus den gesammelten Stoffen einen Bau mit schöner Fassade und gutem Innenwert geschaffen. Ich glaube, daß Graf Baudissin, dem das Werk gewidmet ist, mit dieser Leistung seines Schülers zufrieden gewesen sein würde.

In der 56 Seiten zählenden Einleitung tritt H. mit guten Gründen dafür ein, daß der anonyme, dem Kreise der „Weisen" angehörende Verfasser in Jerusalem lebte und dort sein Werk 220/190 ausarbeitete (S. 22, 28). Jesus Sirach (etwa 180) hat bereits den Kohelet gekannt (S. 25) und der Verf. der Sapientia bekämpft die Weisheitsauffassung Koh.s (S. 45ff.). Aus gewissen sachlichen und wörtlichen Übereinstimmungen zwischen Koh. und NT folgert H., daß Jesus und Paulus das Werk des Koh. gekannt und als heilige Schrift betrachtet haben (S. 3). Die eigenartige, sonst in keinem LXX Buch begegnende Wörtlichkeit der griechischen Übersetzung Koh.s ist nach H. daraus zu erklären, daß die LXX zu Koh. zwar nicht nach Aquila, dem wörtlichsten Übersetzer des AT korrigiert — so die Annahme Dillmann's —, wohl aber der Art des Aquila sehr ähnlich ist (S. 5). Die gleiche behutsame Behandlung der obschwebenden Probleme kennzeichnet überhaupt den Verf. Das mehr als ein andres a.t.liche Buch späthebräische Ausdrücke und Konstruktionen aufweisende Werk ist poetisch abgefaßt, zwischen Zweiern und Dreiern, gelegentlich auch Vierern wechselnd (S. 10).

Hinsichtlich des Inhalts von Kohelet tritt H. für die Einheitlichkeit des Ganzen ein; nur der Epilog 12, 9—14 sei ein Nachwort (S. 18). Das Buch wird von H. in 12 Hauptabschnitte geteilt: 1. 1, 1—11. 2. 1, 12—2, 26. 3. 3, 1—4, 16. 4. 4, 17—5, 8. 5. 5, 9—6, 9. 6. 6, 10—8, 1. 7. 8, 2—9. 8. 8, 10—9, 10. 9. 9, 11—10, 11. 10. 10, 12—20. 11. 11, 1—8. 12. 11, 9—12, 8. Wenn Galling in ZATW 1933 S. 299 sagt, daß bei Hertzberg Kohelet in 12 Gedichte zerfalle, bei ihm aber in 37 Sprüche, so übersieht er, daß die Gedichte H.s sich wieder aus selbständigen Abschnitten zusammensetzen. Erfreulicherweise decken sich so die 15 ersten Abschnitte von H. mit 14 bei Galling. Nur ist Abschnitt V bei H. = 2, 12—23 gleich Abschnitt V—VI bei Galling und umgekehrt bei H. Nr. VII (= 3, 1—9) und VIII (= 3, 10—15) gleich Abschnitt Nr. VIII bei Galling und ebenso Nr. XIV (= 4, 17—5, 6) und XV (= 5,7—8) bei H. gleich

Abschnitt XIV bei Galling! Der Zusammenhalt des Ganzen ist für Hertzberg durch die 3 Hauptgedanken des Buches gewährleistet: 1. Die Ausschließlichkeit Gottes — sie steht außerhalb aller Diskussion. 2. Die Eitelkeit alles Irdischen; hier ist Koh. durch die Schöpfungsgeschichte Gen. 1—4 beeinflußt. So Hertzberg. Wenn er recht hat, und es scheint mir so, dann trifft nicht zu, was H. Schmidt behauptet, daß Gen. 2—3 kein Echo im AT gefunden habe; vgl. Hertzb. S. 37 Anm. 2. 3. Nimm die Gegenwart so wie sie ist aus Gottes Hand entgegen. In der Frage nach etwaigen fremden Einflüssen auf die weltschmerzlichen Betrachtungen Koh.s lehnt H. direkten griechischen und ägyptischen Einfluß ab — zur Zeit steht der ägyptische Einfluß für die hebräische Weisheitsliteratur in höherem Kurs als der griechische — läßt aber das Ohr des zum Pessimismus neigenden Koh. dem in der Tagesmeinung der damaligen Weltweisen verbreiteten Weltschmerz nicht verschlossen bleiben S. 50 ff. Von solchen Gedanken aus ist die Einzelexegese H.s bestimmt. Der Leser des H.schen Kommentars wird schon jetzt gut tun, Gallings Kohelet-Studien ZATW, 1933, 276—299 für Text- und Sinnkritik mitzubenützen, die ein Vorläufer zu einem neuen Kohelet-Kommentar in dem Eißfeldtschen alttestamentlichen Sammelkommentarwerk sein sollen. Der künftige Kamerad wird gewiß zur Seite des um ein paar Jahre älteren Vorgängers die moderne Kohelet-Forschung sichern und weiterführen helfen.

Schumpp, P. Meinrad, O. P.: **Das Buch Tobias** übers. und erklärt. Münster i. W.: Aschendorff 1933. (LXXXXVIII, 292 S.) 4°. = Exegetisches Handbuch zum Alten Testament, hrsg. von A. Schulz, 11. Bd. RM 9.80; geb. 11.80. Bespr. von Paul Heinisch, Nymwegen.

Der vorliegende Kommentar ist gründlich und läßt kaum eine Frage beiseite. Schon der Umfang der Einleitung sowie die sorgfältigen Literaturangaben an deren Schluß und in der Erklärung selbst sind ein Zeichen für den Ernst, mit welchem der Verf. die Probleme behandelt. Gibt er auch öfter längere Zitate, zumal bei der Behandlung des Textes, so kann man ihm doch nicht den Vorwurf der Breite machen. Da das Buch Tobias nicht in seiner Ursprache erhalten ist (der Verf. gibt die Gründe an, welche für ein semitisches Original sprechen, ohne entscheiden zu wollen, ob es hebräisch oder aramäisch war), so war er genötigt, sich mit der Textkritik eingehender zu beschäftigen. Er widmet den einzelnen Übersetzungen und Textformen fast 30 Seiten der Einleitung und begnügte sich nicht, die gedruckten Handschriften herbeizuziehen, sondern sah auch solche selbst ein, so daß die Textkritik eine wesentliche Förderung durch ihn erfährt. Alle erhaltenen Texte stellen eine mehr oder weniger weitgehende Bearbeitung der Urform vor und sind vor allem durch erklärende Zusätze und Erweiterungen bereichert. Bei der Übersetzung gibt er dem Cod. Vat. den Vorzug vor dem Cod. Sin. und legt ihn zugrunde. Indes verzichtet er darauf, den Originaltext herzustellen. Er hält ein solches Unternehmen für aussichtslos, solange nicht das Verhältnis der einzelnen Texte zu einander geklärt sei, und begnügt sich mit einigen Verbesserungen des Cod. Vat. In diesem Punkte hat der Verf. wohl zuviel Zurückhaltung geübt. Da er zu den einzelnen Stellen das Textmaterial bietet und auch den Befund kritisch erörtert und so eine Entscheidung vorbereitet oder auch eine Lösung andeutet, so hätte er in der Übersetzung das Plus oder die Änderung angeben sollen, durch Klammern oder anderen Druck, oder er konnte wenigstens in der Einleitung mitteilen, was nach seiner Ansicht das ursprüngliche Buch ausmachte. So hält der Verf. z. B. die Achikarstellen nicht für ursprünglich, in der Übersetzung tritt dies aber nicht hervor.

Urteilt der Verf. bei der Behandlung der meisten Fragen sehr vorsichtig und läßt er seine Meinung zurücktreten, so geht er noch behutsamer vor, da er auf die Geschichtlichkeit zu sprechen kommt. Er erörtert Gründe und Gegengründe und scheint zu der Annahme zu neigen, daß eine legendenhafte Volkserzählung vorliegt und nicht ein in allen Einzelheiten geschichtlich treuer Bericht, aber mit Hinweis auf ein Dekret der Bibelkommission schließt er, daß „auf einem so wenig sicheren Gebiete ein gewisser Konservatismus durchaus am Platze sei“ (S. LIX); doch sieht er in der Angabe, Tobias habe durch Verbrennung von Herz und Leber den bösen Geist vertrieben, 8, 2, eine Anpassung an die damalige Anschauungsweise (S. 165 ff.). Das Verhältnis des Buches zur Erzählung vom weisen Achikar und zur Sage vom dankbaren Toten wird in der Einleitung ausführlich erörtert, die Engel- und Dämonenlehre findet in der Einleitung (Abschnitt XIV und XV) sowie in der Erklärung (S. 165 ff., 229 ff.) eine umsichtige Untersuchung, bei letzterer wird persischer Einfluß abgelehnt.

Goldmann, Felix: **Der Talmud.** Sein Werden, sein Wesen, sein Wert. Leipzig: M. W. Kaufmann [1932]. (71 S.) gr. 8°. RM 2 —. Angez. von Paul Fiebig, Leipzig.

Diese Schrift ist aus Vorträgen hervorgegangen. Sie wendet sich an weitere Kreise, und zwar in 3 Hauptteilen: Des Talmuds Werden, des Talmuds Wesen und Inhalt, des Talmuds Wert (Angriffe auf den Talmud und ihre Widerlegung). Am Schluß wird die wichtigste Literatur genannt. In dem 1. Teil wird nicht die äußere Geschichte gegeben, sondern die inneren Prinzipien, die zur Entstehung des Talmud führten. Alle äußeren Daten stehen dabei in zweiter Linie. Der 2. Teil gibt anschauliche Proben aus dem Inhalt des Talmud. Auch hier stehen alle äußeren Einteilungen in zweiter Linie. Der 3. Teil ist apologetischer Natur. Auch er legt größeres Gewicht auf die Grundprinzipien als auf Einzelheiten. Das entscheidende Grundprinzip ist dabei: „Der Talmud muß aus seiner Zeit erklärt und verstanden werden.“ — Es ist heutzutage für weiteste Kreise möglich, mit Hilfe der Volksausgabe der deutschen Übersetzung des babylonischen Talmud von Lazarus Goldschmidt den Talmud selber zu lesen. Die obige Schrift Goldmanns kann dabei als Wegweiser dienen. Anschaulich und klar hebt sie das Wichtigste heraus. Trotz ihres geringen Umfanges ist sie sehr reichhaltig und bietet viele sehr lehrreiche Einzelheiten. G. hätte noch darauf hinweisen können, welche grundlegende Unentbehrlichkeit das Studium des Talmud für das Verständnis des Neuen Testamentes besitzt. S. 30 deutet er das zwar an, aber doch noch nicht so, daß der christliche Leser daraus den Eindruck gewinnt, daß es sich hier um grundlegende Unentbehrlichkeit für das wirkliche und wissenschaftliche Verständnis des Neuen Testamentes handelt.

Vincent, L.-H., et **Abel**, F.-M.: **Emmaüs.** Sa Basilique et son Histoire. Paris: Ernest Leroux 1932. (XV, 442 S., 27 Taf., Abb.) 4°. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

In den Jahren 1924 bis 1930 haben die Verfasser dieses monumentalen Werkes sehr sorg-

fältig die seit 1875 bekannten und zum Teil, wenn auch ungenügend, erforschten Ruinen einer Kirche in ʿamwâs untersucht und damit höchst überraschende Ergebnisse erzielt. In einer peinlich gewissenhaften und durch prachtvolle Tafeln und Abbildungen erläuterten Darstellung, die auch den Gang der Grabung sehr gut verfolgen läßt, führen sie aus, daß die Stätte seit der jüdisch-hellenistischen Zeit besiedelt gewesen sein muß. Die ersten bescheidenen Anlagen gehören in die letzten beiden vorchristlichen Jahrhunderte. Auf ihnen erhob sich am Anfange des 3. Jahrhunderts ein römisches Landhaus, dessen Räume mit Mosaiken geschmückt waren. Über die Grundmauern dieses Landhauses ist um 221 n. Chr. (!) eine christliche Basilika (46 × 24 m) mit drei Apsiden gebaut worden, für die ein Teil der Mosaiken verwendet wurde. Sie ist 529 durch die Samaritaner zerstört und dann durch ein ganz bescheidenes Gebäude ersetzt worden, das die Muhammedaner in eine Moschee verwandelten. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts trat an ihre Stelle eine Kirche der Kreuzfahrer. An der Nordseite der Basilika befand sich ein Taufbecken, dessen Gebäude im 5. oder 6. Jahrhundert zu einer kleinen Kirche umgestaltet worden ist.

Mit Recht wird betont, daß die Gründung eines christlichen Heiligtums zu so früher Zeit und die Zähigkeit, mit der man trotz aller Gegenschläge an dieser Stätte festhielt, sich am besten erklärt, wenn man annimmt, daß die Christen von Nikopolis, zu denen u. a. auch Sextus Julius Africanus gehörte, hier den Ort der Erzählung Luc. 24 fanden, was mit der seit dem Beginn des 3. Jahrhunderts vorhandenen Überlieferung übereinstimmt.

Der zweite Teil des Werkes gibt eine ausführliche Geschichte des Ortes, soweit sie sich aus den archäologischen Funden und den schriftlichen Nachrichten gewinnen läßt. Daran schließt sich eine sehr wertvolle Zusammenstellung sämtlicher Texte, die Emmaus erwähnen, vom 1. Makkabäerbuche bis zu Albert von Aachen, und zuletzt eine Sammlung aller in ʿamwâs gefundenen Inschriften. Alles ist mit großartiger Belesenheit und bewunderungswürdiger Umsicht bearbeitet, die auch den kleinsten Umstand nicht ungeklärt läßt und das fesselnd geschriebene Buch zu einer reichen Fundgrube der Belehrung macht. So haben die beiden Meister der Palästinaforschung ein Werk geschaffen, wie wir es nicht besser und schöner denken können. Erst solche Einzeluntersuchungen bieten die richtige Grundlage für eine Geschichte des Landes, und es wäre deshalb dringend zu wünschen, daß auch andere Orte nach diesem Vorbilde in gleich sorgfältiger Weise eingehend behandelt würden. Besonderen Dank verdienen die Tafeln, von denen einige Teile der schönen Mosaiken in den natürlichen Farben wiedergeben.

Rengstorf, Karl Heinrich: **Seder Naschim.** Text, Übersetzung, Erklärung. 1. Heft: Jebamot (I, 1—IV, 7 hebr., I, 1—V, 1 deutsch). Stuttgart: W. Kohlhammer 1933. (VI, 48 u. 16 S.) gr. 8°. = Rabbinische Texte, 1. Reihe: Die Tosefta, hrsg. von G. Kittel. Bd. 3. RM 5—.

Kuhn, Dr. phil. Karl Georg: **Sifre zu Numeri.** Unter Verwendung einer Übersetzung von Prof. Dr. Jakob Winter u. mit Beiträgen von H. Windisch bearb. u. erklärt. 1. u. 2. Heft: Sifre Numeri § 1—59. Ebda 1933. (VIII, 160 S.) gr. 8°. = Rabbinische Texte, 2. Reihe: Tannaitische Midraschim, hrsg. von G. Kittel, Bd. 2. u. 3. Je RM 5—. Bespr. von G. Beer, Heidelberg.

Kein Geringerer als Harnack hat es als „eine Ehrenpflicht der christlichen Theologie" bezeichnet, mitzuhelfen die Texte des rabbinischen Judentums durch brauchbare Ausgaben und Übersetzungen einem größeren Publikum zu erschließen. Auf dieses Wort hin ist Gerhard Kittel, in Wiederaufnahme alter eigner Pläne, rasch entschlossen in die Bresche getreten und beginnt jetzt mit einem Stab junger Gelehrter eine Veröffentlichung bisher noch nicht übersetzter Teile des älteren rabbinischen Schrifttums. Durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft wird das Unternehmen wohlwollend betreut, das bei der rührigen Stuttgarter Verlagsfirma Kohlhammer in beste Hände gelegt ist.

Eine 1. Reihe Rabbinischer Texte ist der Tosefta, eine 2. den Tannaitischen Midraschim gewidmet.

Von der 1. Reihe bietet als 1. Lieferung von Band 3 (Naschim) Rengstorf, der durch seine Bearbeitung des Traktates Jebamot (Schwagerehe) in der Gießener Mischna sich aufs Vorteilhafteste in der Wissenschaftlichen Welt eingeführt hat, von dem gleichnamigen Tosefta-Traktat Text, Übersetzung und Erklärung, und zwar I, 1—IV, 7 hebräisch und I, 1—V, 1 deutsch.

Dieselbe saubere Arbeitsweise wie in dem Beitrag für die Mischna zeichnet auch R.s vorliegende Leistung für die Tosefta aus.

Als Grundlage für den hebräischen Text dienen 3 Hauptzeugen. 1. Die Erfurter Handschrift (= E); 2. wo E fehlt, die Wiener Handschrift (= W); 3. neben E und W der Erstdruck der Tosefta bei Alfasi (= A). Der hebräische Text ist unvokalisiert und geschlossen für sich gedruckt (S. 1—16); die Varianten stehen unmittelbar unter dem Text. Durch die Trennung von Text und Übersetzung ist der Leser leider fortwährend zum Umblättern genötigt, ein Übelstand, der durch Gegenüberdruck von Text und Übersetzung, etwa wie bei der Gießener Mischna, vermieden sein würde. Wahrscheinlich hat hier das Raumsparbedürfnis den Ausschlag gegeben. Auch ist so möglich, den hebräischen Text der ganzen Tosefta später in einem Band zu vereinen. Im hebräischen Text würde man öfter gern ein Trennungszeichen gesetzt sehen, z. B. hebr. Text S. 8 Z. 1 vor

כנסה vgl. Übers. S. 24 Z. 7. S. VI ist das textkritische Zeichen < (=fehlt bei) in > umzudrehen.

Der Übersetzung geht eine Vorbemerkung voraus, worin R. für alle Einleitungsfragen auf seine schon erwähnte Bearbeitung des Mischnatraktates Jebamot 1929 verweist. Von der Übersetzung selbst ist im allgemeinen nur Lobenswertes zu sagen. Sie schmiegt sich dem Original an, ohne die deutsche Sprache zu vergewaltigen. Da und dort steht im Text einmal ein Wort, z. B. S. 3 Z. 6 אסורות, das nachher nicht mit übersetzt ist (S. 4 Z. 6). Unter und hinter der Übersetzung folgt die Erklärung. Bei diesem Verfahren können bedauerlicherweise engste, sogar Wort-Zusammenhänge über weite Strecken zerrissen werden. So lautet S. 12 Z. 6 deutscher Text das letzte Wort Neben- — und die Fortsetzung dazu Frauen steht erst S. 18 Z. 1! Das ist wohl der schlimmste Fall der Zerreißung, der hier durch den Exkurs (58) verursacht ist. Die Nichtvokalisierung des hebräischen Textes setzt bei dem Leser gute hebräische Sprachkenntnisse voraus. Das gilt auch von der Erklärung, in der das Lexikalische und das Grammatisch-Syntaktische zugunsten der Sacherklärung zurücktritt. Hier wird man gern dem kundigen Führer zu folgen und sich von ihm zum Verstehen des Textes anleiten zu lassen bereit sein. Besonders wird der christliche Theologe für die vielen Hinweise auf das NT dankbar sein. S. 45 Z. 6 v. u. ist genauer das Zitat aus Luk. 23, 32 zu schreiben ἤγοντο ... ἀναιρεθῆναι. S. 43 ist Z. 11 v. u. dem scharfen Auge R.s der kleine Fehler שָׁלִיחַ st. שָׁלִיחַ entgangen. Zu der Einleitungsformel „Komm und siehe" S. 11 Anm. 46 gibt es schon eine a.t.liche Parallele Hohel. 3, 11 „kommt heraus und seht". Wieviel ernstes Nachdenken R. in seine Arbeit hineingelegt hat, zeigt z. B. der Exkurs über die Eigennamen I, 10. Überhaupt wird durch den Kommentar wiederholt der Benutzer auf die Bedeutung der rabbinischen Literatur als Fundgrube für Folkloristik aufmerksam gemacht, z. B. S. 35 Anm. 24 über das Unterlassen des Weißens der Häuser aus Trauer über die Zerstörung Jerusalems; oder S. 35f. Anm. 27 u. 28 über Hunde- und Schweinezucht. Über die aktuelle Frage nach dem redaktionellen Verhältnis von Mischna und Tosefta, das in der vorliegenden Arbeit z. B. S. 3 und 43 nur gestreift wird, will R. vgl. S. IV sich in Bälde anderswo äußern.

Die 2. Reihe der Rabbinischen Texte wird als Lieferung 1 von Kuhn mit Sifre Num. § 1—24 in glücklicher Weise eröffnet. Bekanntlich haben wir es bei Sifre zu Num. mit einem Midrasch aus der Schule Jischma'els zu tun, cf. H. S. Horovitz, Siphre ad Numeros 1917 S.VIff., Strack, Einleitung in Talmud[5] S. 124f. 199ff.

Für den hebräischen Text stand K. die treffliche, von Horovitz im Corpus Tannaiticum III, 3 veröffentlichte Ausgabe zur Verfügung. Nur hat K. die von H. noch nicht gekannte wichtige Berliner Handschrift Ms. Or. Quart 1594 mit verarbeiten können. Abweichungen von dem Texte Hor.s werden von K. regelmäßig vermerkt. Stillschweigend ist der hebr. Text Hor. S. 26 Z. 9 בעירי von K. S. 72 Z. 2 in בעיני geändert. K. gibt aber den Hor.schen Text nicht bei und nötigt so den Leser, sich selbst mit der Hor.schen Ausgabe zu versehen. Im Interesse des Kittelschen Unternehmens ist aber sehr zu wünschen, daß Kuhn den auf Grund der Berliner Handschrift verbesserten Hor.schen Text noch nachbringt, wozu nach S. IV eine Vorarbeit K.s druckfertig vorliegt.

Für die Übersetzung konnte K. eine von dem um die Erschließung der Rabbinischen Literatur sehr verdienten Prof. J. Winter schon während der Kriegsjahre angefertigte Übersetzung benutzen, obgleich sie nach verschiedenen Gesichtspunkten einer Revision bedurfte. Für den Kommentar haben u. a. Kittel, Marmorstein (London) und Windisch (Kiel) kleine Beiträge beigesteuert.

Der Midrasch Sifre zu Num. beginnt mit Num. 5, 1; das vorliegende 1. Heft behandelt den Text bis 6, 4. Es bereitet Freude, an Hand der Übersetzung Kuhns sich in den hebräischen Text einzuarbeiten, um freilich sich gleichzeitig auch des Unterschiedes zwischen heutiger und einstmaliger Exegese bewußt zu werden! In die abwegige und spitzfindige Debatte über eine Bibelstelle hinein begegnet plötzlich ein religiös wertvoller Satz, wie z. B. zu Num. 5, 3 Schluß. Hier wird (vgl. Horovitz S. 4 Z. 10) mit den Worten חביבים הם ישראל שאע"פ שהם מטמאים שכינה ביניהם dem schönen Gedanken Raum gegeben, daß Gott sein Volk trotz Unreinheit und Sünde liebt. Dazu vergleicht Kittel treffend Joh. 1, 5a; Röm. 5, 8; 2. Kor. 5, 19. Überhaupt bekunden die vielen Hinweise in der Erklärung auf das NT, wie wichtig Sifre in formaler wie sachlicher Hinsicht für den christlichen Theologen ist.

Das eben erschienene 2. Heft der 2. Reihe der Rabbinischen Texte bringt von Sifre zu Numeri die Fortsetzung von Num. 6, 4 bis 8, 2. Es reiht sich würdig dem ersten Heft an und zeigt zugleich, daß die Edition rüstig fortschreitet. Aus dem Ganzen möchte ich besonders die Erläuterung zu dem sogenannten Aronidischen Segen Num. 6, 22—27 § 39—43 hervorheben. Der Segen soll nur in der heiligen Sprache, d. h. hebräisch, nicht aramäisch, gesprochen werden: das wird aus dem כה erschlossen; ferner im Heben (בעמידה), mit erhobenen Händen (בנשיאות כפים) u. mit dem bestimmten Namen (שם המפורש), d. h. mit dem wirklichen Namen Jhwh — so im Heiligtum selbst — in der Provinz aber (במדינה) nur mit der Umschreibung (בינוי), d. h. Adonaj. Der Segen gilt auch den Proselyten, den Frauen u. Knechten. Auch muß der Priester mit dem Gesicht der Gemeinde zugewandt den Segen sprechen. Der eigentliche Segnende ist aber Gott, nicht der Priester. Schön sind auch die Ausführungen über den „Frieden", aber schließlich, weil zuviel des Guten, ermüdend!

Judentum und Griechentum sind an der Entstehung des Christentums beteiligt gewesen. Durch das Unternehmen Gerhard Kittels wird der bisher vielfach stiefmütterlich behandelte jüdische Faktor in seiner Bedeutung für die Erforschung des NT für jeden sehen Wollenden bereitgestellt. Zugleich wird mit der Ausführung des Werkes den berechtigten Wünschen von Männern wie Franz Delitzsch, Schürer, Schlatter, O. Holtzmann, Fiebig, Billerbeck-Strack u. a. Rechnung getragen. Es ist nicht zu zweifeln, daß es der Energie K.s gelingen wird, das Werk weiter — und zu Ende zu führen. Denkt man an die Mühen, die Rudolf Kittel für die Herstellung eines korrekten a.t.lichen Bibeltextes und für sein besseres Verstehen aufgewendet hat, so wird es nach Abschluß des Werkes von Gerhard Kittel heißen müssen, daß die Deutsche Theologische Wissenschaft durch die gelehrte Bibel-Arbeit von Kittel Vater und Sohn zu größtem Dank verpflichtet worden ist.

Fischer, Prof. Dr. Johann: **Die hebräischen Bibelzitate des Scholastikers Odo.** Ein bedeutsamer Fund für die Geschichte des hebräischen Bibeltextes. Rom: Pontificio Istituto Biblico 1934. (47 S.) gr. 8° = S.-A. a. Biblica 15 (1934), Heft 1. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

In Cambridge wurde kürzlich ein lateinisches, als Autor einen Scholastiker namens Odo angebendes Manuskript aus der Zeit um 1200 aufgefunden, welches im Text 78 alttestamentliche Zitate enthält. Diese entstammen sämtlichen Teilen des AT, haben meist messianische Stellen zum Inhalt und machen zusammen an Umfang mehr als das Buch Joël aus. Sie sind von lateinischer Umschrift und Übersetzung begleitet; die vier ersten von ihnen haben sogar Punktation. Auf Grund des bei dieser angewandten Systems und des Konsonantenbestandes im Ganzen glaubt der Verfasser hier Teile eines noch nicht der Uniformierung verfallenen vormasoretischen Textes in Händen zu halten, der, vom Festlande her in ein britisches Kloster verschlagen, als Eigentum von Christen über Odo sein Sonderwesen bis auf uns sich auswirken läßt. Die Untersuchung des Materials ist mit Sorgfalt und Umsicht gemacht. Berücksichtigt man jedoch, daß die gefundene Handschrift nicht Odos Original, sondern Kopie ist; und berücksichtigt man ferner, daß über die hebräischen Kenntnisse und über den Grad der Zuverlässigkeit Odos beim Zitieren sich Sicheres nicht ausmachen läßt, — subjektive Momente, die übrigens der Verfasser auch selbst durchaus in seine Rechnung eingesetzt hat, — so kommt das Resultat über den Grad der Möglichkeit kaum hinaus.

Semitistik, Islamistik.

Bergsträßer, G(otthelf) †: **Neue Materialien zu Hunain ibn Isḥāq's Galen-Bibliographie.** Leipzig: Brockhaus in Komm. 1932. (108 S.) gr. 8°. = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, hrsg. von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XIX. Bd., Nr 2. RM 9 —. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Bergsträßer hat sich vom Beginne seiner akademischen Laufbahn an für die griechisch-arabische Übersetzungsliteratur interessiert, insbesondere für das Schaffen des großen syrisch-arabischen Übersetzers Ḥunain b. Isḥāq (bis 260/873) und seiner Schüler. Er hat damit eines der anziehendsten kulturgeschichtlichen Probleme in Angriff genommen, nämlich die Überpflanzung dessen, was im Späthellenismus an Wissenschaften noch vorhanden war, in den Kulturkreis des Islām, aus dem sie drei Jahrhunderte später (durch Gerhard von Cremona und die Übersetzer von Toledo) in erstaunlichem Parallelismus dem Westen Europas zurückübermittelt wurden. Andere Autoren, vor allem Steinschneider, hatten das Problem rein biographisch angefaßt; nach einem frühen Versuch von Klamroth hat erst Bergsträßer zum ersten Male die streng philologische Kritik der Übersetzungstexte selbst zur Aufhellung der Arbeitsweise, der Sprache und Technik jener Übersetzer verwandt („Ḥunain ibn Isḥāḳ und seine Schule", Leiden 1913), und damit trotz der spärlichen Materialien bedeutende Ergebnisse erzielt. Während des Krieges hat er dann in Konstantinopel die ungemein wichtige Hs. Aja Sofia 3631 kopiert und vor acht Jahren herausgegeben (Ḥunain ibn Isḥāq über die syrischen und arabischen Galen-Übersetzungen. Leipzig 1925). In dieser Schrift, die bis dahin nur auszugsweise aus arabischen Bibliographien bekannt war, berichtet der große Übersetzer selbst über sein und seiner Schüler Lebenswerk, soweit es die Übertragung der Schriften des Galen einschließlich seiner Hippokrateskommentare betrifft. Sie gewährt einen tiefen Einblick nach verschiedenen Seiten hin, in den Bestand galenischer Schriften im 9. Jahrh. n. Chr., in die Beziehungen der Gelehrten am Hofe zu Baġdād zu einander und zu ihren mächtigen Protektoren, in das allmähliche Schwinden der syrischen Sprache zugunsten der arabischen, in die Schaffung einer wissenschaftlichen Terminologie in der arabischen Sprache und in vieles andere.

Nun hat Bergsträßer den Schlußstein an sein Werk gesetzt, indem er eine von Helmut Ritter aufgefundene zweite Hs. (Aja Sofia 3590) mit Anhang untersucht hat. Das Ergebnis ist die obengenannte Abhandlung, in welcher B. nach Kollation der beiden Hss. mit seiner bekannten kritischen Sorgfalt Verbesserungen des Textes A und seiner Übersetzung gibt. Er läßt dann eine ebenso eingehende Durcharbeitung des Textes B nach Inhalt und Sprache folgen; dabei stellt sich heraus, daß Ḥunain diese seine Schrift von etwa 241/856 an mehrmals selbst durchgearbeitet und vervollständigt haben muß, so daß die Hs. B etwa die zweite, Hs. A die dritte Bearbeitung darstellt, was auch durch die sprachlich-stilistische Untersuchung der Texte bestätigt wird. Als Anhang gibt B. die kleine Schrift des Ḥunain heraus „Über die Schriften, welche Galen im Verzeichnis seiner Bücher nicht erwähnt hat", den arabischen Text mit getreuer Übersetzung. Aus dieser Zusammenstellung lernen wir die Titel von einer Reihe von verlorenen offenbar echten und von verschiedenen unechten Büchern Galens kennen, wie denn überhaupt diese ganze Veröffentlichung gleich den beiden vorher genannten Licht auf viele Stellen der Frühzeit der Wissenschaftsgeschichte im Islām wirft. Die philologische Leistung Bergsträßers zu würdigen steht dem Ref. nicht an; das wird von Berufenen an anderer Stelle geschehen. Die Förderung, welche seine Arbeiten dem eingangs genannten Problem gebracht haben, ist eine enorme; sie hat bereits begonnen, die Aufmerksamkeit der klassischen Philologen, welche am Corpus

Medicorum Graecorum arbeiten, auf die Bedeutung der arabischen Galenübersetzungen hinzulenken. Man darf hoffen, daß in Zukunft Gelehrte aus diesem wie aus dem arabistischen Lager sich der noch in Mengen in den Bibliotheken schlummernden Handschriften dieser Art annehmen und ihre dringend notwendige Herausgabe allmählich in die Wege leiten werden.

Gibb, Prof. H. A. R.: **Whither Islam?** A Survey of Modern Movements in the Moslem World, ed. by —. London: Victor Gollancz 1932. (384 S., 1 Kte.) 8°. 15 s. — Bespr. von R. Hartmann, Göttingen.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die heutigen geistigen Strömungen in den verschiedenen Gebieten der islamischen Welt in der Zusammenarbeit bester Kenner der einzelnen Teile geschlossen vorzuführen. Die Ausführung, die dieser Gedanke zunächst in Vorträgen an der School of Oriental Studies der Universität London und nun hier im Druck gefunden hat, verdient warme Anerkennung. Knapp, klar, scharf pointiert zeichnet Massignon die heutige geistige Situation im Maghrib (S. 77—98). Kampffmeyer, dem bei der Verteilung mit Ägypten und Westasien das umfangreichste und eigentlich zentrale Gebiet zugefallen ist, greift angesichts der Unmöglichkeit, dieses Riesengebiet in einem Vortrag gleichmäßig abgerundet zu behandeln, zu dem Mittel, uns als Kernstück seiner Darstellung eine für die geistige Einstellung des arabischen Blocks charakteristische Bewegung, die *Ǧam'īyat aš-Šubbān al-muslimīn* vorzuführen, deren Namen er gut mit YMMA = Young Men's Moslem Association wiedergibt; er hat damit das Verdienst, auf eine junge Bewegung nachdrücklich aufmerksam gemacht zu haben, auf die man in der Tat gut tun wird, in Zukunft sorgfältig zu achten (S. 101—170). Geschlossene, abgerundete Bilder der Lage in Britisch-Indien (S. 173—236) und Indonesien (S. 239—311) zeichnen uns M. L. Ferrar, bzw. C. C. Berg. So individuell grundverschieden die Art ist, in der die Mitarbeiter ihre Aufgabe in Angriff genommen haben, alle diese 4 Kapitel sind in ihrer Weise ganz vortrefflich. Jeder Leser wird nicht bloß wichtiges neues Material in diesen Beiträgen finden, sondern auch aus der teilweise ganz glänzend gelungenen Synthese schon bekannter Tatsachen reiche neue Erkenntnis schöpfen.

Nicht zu vergessen sind aber das Anfangs- und das Schlußkapitel von H. A. R. Gibb. In jenem (S. 11—74) schildert er in meisterhafter historischer Fundierung die Voraussetzungen der heutigen Lage, die zu der Frage Whither Islam? führt; in diesem (S. 315—379) faßt er in kluger, fein abgewogener Schlußfolgerung die Ergebnisse zusammen: kennzeichnend ist nicht, daß die Welt des Islam okzidentalisiert wird, sondern daß sie okzidentalisiert werden will; unzweifelhaft ist, daß die allgemeinen Anschauungen in der islamischen Welt in weitem Umfang säkularisiert sind; die Tendenz geht auf die Schaffung nationaler Staaten, die aber die religiöse Basis nicht aufgeben und unter sich durch ein Gefühl gemeinsamen kulturellen Erbes und gemeinsamer Interessen zusammengehalten sind, „an Islamic Commonwealth uniting all in the pursuit of the common good, rather than an Islamic League of Nations, seeking to adjust mutual differences" (S. 364.). Es ist hier nicht der Raum, im einzelnen auszuführen, wie kompliziert die Probleme liegen, und wie tief sie von Gibb erfaßt werden. Herausgehoben sei nur noch die dankenswerte Entschiedenheit, mit der Gibb am Schluß die innere Verbundenheit der islamischen Welt mit der abendländischen als ergänzender Hälfte einer größeren Einheit betont und historisch begründet, und der bitter ernste Appell an das Verantwortungsbewußtsein Europas, mit dem das Buch endet. Das Schlußkapitel von Gibb bindet nicht bloß die Abschnitte zu einer inneren Einheit zusammen, es ist auch in seiner Klarheit, Besonnenheit und Bestimmtheit die Krönung des Ganzen.

Es ist nur selbstverständlich, daß man in Einzelheiten in der Beurteilung so verwickelter Gegenwartsfragen mitunter verschiedener Meinung sein kann. Referent bedauert z. B., daß das türkische Sprachgebiet in SSSR nicht behandelt ist. Damit ist schon gesagt, daß es s. E. trotz der jüngsten Entwicklung nicht aus dem Bereich der islamischen Welt ausgeschieden ist. Noch weniger glaubt er das von der Türkei. Die Herren Verfasser werden kaum überrascht sein, daß Referent gegen gelegentliche Äußerungen über die Türkei, die ja nicht ausführlicher behandelt wird, Bedenken hat; so ist ihm der Passus S. 346, Z. 18 ff. nicht ganz verständlich, wogegen er den Bemerkungen S. 351 und S. 369 durchaus zustimmt. Referent ist überzeugt, daß der Unterschied der Lage etwa in der Türkei und in Ägypten sich auf die Dauer als bei Weitem nicht so groß erweisen wird, wie es nach S. 166 ff. scheinen könnte. Auch scheint dem Referenten das Problem der christlichen Minoritäten im arabischen Sprachgebiet doch noch schwieriger als es S. 366 f. aufgefaßt wird. Wohl läßt sich in gewissem Sinn ein Ausgleich zwischen islamischer Basis des Staates, d. h. doch wohl Beibehaltung des Islam als Staatsreligion, und dem Grundsatz, daß das Glaubensbekenntnis die Stellung des Staatsangehörigen zum Staat nicht berührt, denken, war ja grundsätzlich auch schon im Osmanischen Reich gegeben. Aber z. B. der jetzt in Ägypten gefundene modus vivendi hat zur Voraussetzung doch auch die Tatsache, daß Ägypten noch kein voll souveräner Staat ist. Und es bleibt die Frage, ob der islamischen Anschauung eine islamische Basis in so verdünntem Sinne wirklich auf die Dauer genügt, es sei denn, daß die traditionelle islamische Auffassung sich noch sehr viel weiter erweicht, etwa im Sinne der Ideen von

ʿAlī ʿAbd ar-Rāziq; und steht dann am Ende einer solchen Entwicklung nicht etwa doch, was in der Türkei vollzogen ist? Referent glaubt nicht, daß eine Antwort auf solche Fragen heute schon gegeben werden kann. Wenn er sie aufwerfen zu sollen glaubt, so nur, um anzudeuten, daß die Beurteilung mancher Tatbestände naturgemäß verschieden sein kann. Das Urteil über das bedeutsame Buch, das jeder lesen muß, der sich mit dem heutigen Islam beschäftigt, wird durch solch kleine Abweichungen in der Auffassung natürlich nicht berührt.

Thomas, Bertram: **Alarms and Excursions in Arabia.** With a Preface by Sir Arnold T. Wilson. London: George Allen & Unwin [1931]. (296 S.) gr. 8°. 15 s. Bespr. von E. Bräunlich, Leipzig.

B. Thomas hat sich während seines langen Aufenthaltes in arabischen Ländern als politischer Offizier für sein britisches Vaterland ausgezeichnet, hat sich durch seine mehrjährige Tätigkeit als Finanzberater und Minister das Vertrauen und die Freundschaft des Sultans von Masqaṭ und ʿOmān erworben, er hat sich endlich auch in mannigfacher Weise um die Wissenschaft verdient gemacht. Wir verdanken ihm wertvolle Beobachtungen über die Bevölkerungselemente Südarabiens und Sprachproben eines stark mit Arabismen durchsetzten iranischen Dialektes, des Kumzārī, auf der in die Straße von Hormūz hineinragenden Nordspitze von ʿOmān[1]. Nicht zuletzt ist hier die Erweiterung unserer Kenntnis von der Geographie Südarabiens durch die Entdeckungsreisen des Verf.s zu nennen[2].

Das zur Besprechung vorliegende Buch ist in fünf „adventures" eingeteilt, die sich über mehr als ein Jahrzehnt der Anwesenheit Thomas' in Arabien erstrecken und in anmutiger und zugleich spannender Form über seine Studien und Erlebnisse als Forscher, seine Sorgen und Erfolge als politischer Beamter plaudern. Die ersten beiden „adventures" führen uns in die schwer zugängliche Sumpfgegend am unteren Euphrat, das Gebiet des mächtigen Stammverbandes der Muntefiq; im ersten handelt es sich um die Gewinnung des Elbū Ṣāleḥ-Šēḫs Bedr er-Rumējeḍ, der zugleich Oberšēḫ des einen Hauptstammes der Muntefiq, nämlich der Benī Mālik ist, und der allein nach dem Vorrücken der britischen Truppen gegen Kriegsende keinen Frieden mit den Engländern geschlossen hatte. Das zweite spielt in dem großen mesopotamischen Aufstand von 1920 und zeigt die stellenweise prekäre Lage der englischen Posten.

Ein friedliches und ein kriegerisches Ereignis bilden den Inhalt von „adventure" 3 und 4: jenes die Wanderungen an der Küste und im Hinterland von ʿOmān im Gefolge des Sultans selbst, dieses die 1930 zum Ausbruch gekommene Unbotmäßigkeit der Šiḥūḥ auf der Halbinsel Musandam (nördliche Piratenküste) gegen die Zentralregierung von Masqaṭ, deren Autorität mit Hilfe britischer Kriegsschiffe wiederhergestellt wurde.

Das fünfte „adventure" bringt Tagebuchnotizen über eine 1927 von Thomas ausgeführte Forschungsreise, die ihn von Suwaih, etwas südlich des Rās el-Ḥadd, wo der Golf von ʿOmān in den Indischen Ozean mündet, parallel der Küste bis nach Ẓofār führte.

Obwohl das Buch in erster Linie für ein breiteres Publikum bestimmt erscheint, sich daher von wissenschaftlicher Vertiefung in einzelne Probleme freihält und auf der anderen Seite manchmal Dinge, die dem Orientalisten geläufig sind, erläutert, enthält es doch auch vielerlei Beobachtungen und Mitteilungen, die dem Fachmann höchst erwünscht sein werden. Das gilt namentlich für die Beiträge zur Geschichte Arabiens seit dem Weltkriege und für die Bemerkungen und Schilderungen auf dem Gebiete der Sitten und Gebräuche der Bewohner. Ich denke dabei z. B. an die Berichte über Beschwörungen (S. 187; 191; 260ff.). Wertvoll sind ferner die gelegentlichen Angaben über die Fauna der bereisten Teile Arabiens, über den Gesang (S. 287ff.), über das Rechtsleben; nicht uninteressant auch die Biographie des Kapitäns Rāšid (S. 222ff.) und vieles andere. Unbefriedigend wirken die wissenschaftlich mangelhafte Transkription der arabischen Personen-, Stammes- und Ortsnamen sowie das Fehlen guten Kartenmaterials, besonders für den Südosten. Dafür können die beigegebenen kleinen Skizzen nicht entschädigen. Ansprechende Illustrationen ergänzen den Band.

1) Vgl. E. Littmann in OLZ 1932, Sp. 305ff.

2) Geographical Journal, März 1929; ebd. Januar 1931; und jetzt das Werk: Arabia Felix. Across the Empty Quarter of Arabia. London 1932.

Zanutto, Silvio: **Bibliografia Etiopica**, in continuazione alla „Bibliografia Etiopica" di G. Fumagalli. Secondo Contributo: Manoscritti Etiopici. Rom: A cura del Ministero delle Colonie. Sindacato Italiano Arti Grafiche 1932. (178 S., 6 Taf.) gr. 8°. 20 L. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Dem ersten Teile seiner Bibliographie, die in der OLZ 1930, Sp. 653/4 besprochen wurde, hat der Verf. erfreulicherweise jetzt den zweiten Teil folgen lassen können. Mit andauerndem Fleiße und mit musterhafter Genauigkeit hat er alles zusammengetragen, was über äthiopische Hss. in der ganzen Welt bekannt ist. Wir gewinnen so einen Überblick über das ganze Material, wie wir ihn bisher noch nicht hatten. Im Jahre 1931 veröffentlichte P. J. Simon ein sehr dankenswertes Répertoire des Bibliothèques publiques et privées contenant des manuscripts éthiopiens in der Rev. de l'Or. Chrét. 3 (8), S. 178—194; darin konnte nur eine kurze Übersicht gegeben werden. Das Werk von Zan. ist seiner ganzen Anlage nach eingehender und umfassender; in ihm sind auch Angaben verwertet, die P. Simon dem Verf. zur Verfügung gestellt hat „con grande cortesia e un disinteresse non comune". Es ist kein

„Catalogus catalogorum"; ein solcher wäre erst an der Zeit, wenn alle hier genannten Handschriftensammlungen genauer beschrieben sind. Aber Zan. gibt manche wichtige Einzelbemerkungen über seltene Bücher und über kleinere Handschriftensammlungen, von denen bisher noch nichts bekannt war; er hat diese unbekannten Sammlungen teils selbst untersucht, teils nach privaten Mitteilungen beschrieben. So bildet sein Werk nicht nur eine erwünschte Vervollständigung von Fumagalli's Bibliographie, sondern auch eine Bereicherung der Handschriftenkataloge. Auf einen kurzen allgemeinen Abschnitt, in dem auch die Schriften über Paläographie und Illustrationen der Hss. aufgezählt sind, folgt der Hauptteil, in dem die Kataloge und die bisher noch nicht katalogisierten Sammlungen aufgezählt und, soweit möglich, näher beschrieben werden. Man ist überrascht, zu sehen, an wie vielen Orten sich äthiopische Hss. befinden, diese Orte sind nach den Ländern aufgezählt, alphabetisch nach den italienischen Namen. Es sind in Europa die Länder: Österreich, Belgien, Dänemark, Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Irland, Italien, Kirchenstaat, Niederlande, Polen, Portugal, Spanien, Schweden, Schweiz, Rußland; in Asien: Jerusalem, Beirut; in Afrika: Ägypten (Kairo u. Sinai), Eritrea (18 Orte), Abessinien (13 Orte, dazu *Collezioni diverse*); in Amerika: Kanada, Vereinigte Staaten. Sieben Indices und sechs Tafeln beschließen das Buch. Die Indices erleichtern die Benutzung — man könnte hier fast sagen: Ausnutzung — des Buches in hohem Maße. Die Tafeln enthalten Faksimiles aus Hss. der Biblioteca Forteguerriana di Pistoia; die vier ersten sind eine gute Illustration für die Entwicklung der äthiopischen Schrift vom 14. bis zum 19. Jahrh.; die fünfte enthält Bilder von Jesus, Maria, David, der Seele des Gerechten, des Paradieses, die sechste gibt ein merkwürdiges Bild mit einer amharisch-äthiopischen Legende „Ein Baum gleich einem Menschen; die vollkommenen Mönche auf ihm essen nicht, wenn sie [es] auch wollen". Beide Abbildungen stammen aus einer Reihe von 25 Bildern zur Illustration einer Reise der Jungfrau Maria mit ihrem Sohne Jesus durch die Hölle und das Paradies; vgl. im Text S. 82f.

Von den wenigen Bemerkungen, die ich zu machen hätte, möge das Folgende hier Platz finden. In dem Abschnitt über Paläographie hätte vielleicht auf meine Untersuchung über die Schrift der aksumitischen Inschriften hingewiesen werden können (Aksum IV), da ja die Schrift der Hss eng mit der auf den Steindenkmälern zusammengehört und da auch die Schrifttafel zu S. 79 der hier auf S. 18 genannten Abhandlung von A. Grohmann fast ganz auf meiner Schrifttafel in Aksum IV beruht. — S. 22, S. 25, S. 73 ist der Name Mabâ'a Ṣəyôn wiedergegeben durch Mabâ' Seyôn, Mabâ' Seyon, Mabâ' Syon und Mabâ'a Syon. Budge hat auf dem Haupttitel der Ausgabe des Lebens dieses Heiligen Mabâ' Sĕyôn, auf dem Vortitel Mabâ' Ṣĕyôn. — Die Übersetzungen und Wörterverzeichnisse von Pearce (Nr. 23 D, Nr. 122 XIII, Nr. 129 A) werden zwar als Tigrē bezeichnet, sind aber in Wirklichkeit ein sonderbares Tigriña. — Zu S. 35 wäre zu bemerken, daß ich bereits vor 25 Jahren für den alten Pariser Kodex, den Zotenberg aus dem 13. Jh. datierte, ein späteres Datum angenommen habe; vgl. Nöldeke, Neue Beiträge zur semit. Sprachwiss., S. 32, Anm. 2. — S. 54, Z. 9 v. u. lies 1807 statt 1907. — S. 61, Z. 11 l. *Akkonu* statt *Akonu*. — S. 62, zu Nr. 111 bis: Der Codex des Gadla Gabra Manfas Qəddūs, den ich seinerzeit C. Bezold schenkte, ist mir nach dem Tode B.s zurückgegeben. — Ibid., zu Nr. 115: B. Moritz sagte mir kürzlich, er besitze drei äth. Hss. — Ibid. nach Nr. 117: Mein Freund Dr. C. Prüfer in Berlin, früher Gesandter in Addis Abeba, besitzt sieben äth. Hss., deren Titel er mir freundlicherweise mitteilte. 1. Sənkəsär; 2. Təmhərta Ḫəbū'āt; 3. Ein Teil des Šər'ata qəddāsē; 4. Verschiedene Homilien; 5. und 6. Psalter mit den biblischen Hymnen; 7. Mawāšə'ət. Ferner besitzt er etwa 50 abessinische Gemälde. — S. 69: Zu dem „Abyssinian Vocabulary" wären auch meine „Abessinischen Glossen" (ZA XXI) zu vergleichen. — S. 74: Sir (jetzt Lord) Rennell Rodd sagte mir 1927 in Baltimore, er besitze äthiopische Handschriften (in London). — S. 121: In Zürich befindet sich die amharische Korrespondenz zwischen A. Ilg und Menilek; vgl. C. Keller, Alfred Ilg, S. 8. — S. 137 u.: Der treffliche Kefla Giyorgis war auch mein Mitarbeiter, auf Veranlassung von I. Guidi; er erklärte mir 1899/1900 die altamharischen Kaiserlieder; vgl. meine Übersetzung, Anm. 3. — S. 148, Nr. 278: Die Hs. von Addis Alem ist durchaus nicht so alt, wie Mercer annimmt; vgl. darüber meine Bespr. in der OLZ 1933, Sp. 375f.

Einer Mitteilung von Herrn Dr. A. Heider (vom 5. 9. 1902) verdanke ich die folgenden Zusätze. In Bonn (S. 52) befinden sich außer der erwähnten Hs. noch vier andere (Wəddāsē Amlāk, Təmhərta Ḫəbū'āt, Sanē Gölgötā und ein Psalmenbruchstück); die Universitätsbibliothek in Heidelberg besitzt aus einem Vermächtnis von Buchhändler Trübner in London je eine äthiopische und amharische Hs.; die von Dillmann, Lexicon, Col. VII, IX, X erwähnten drei Hss. der Bibliotheca Societatis Indiae Orientalis sind in der India Office Library, außerdem noch ein Arganōna Weddāsē.

Die Wissenschaft ist Herrn S. Zanutto aufrichtig dankbar für den großen Dienst, den er ihr geleistet hat. Möge es ihm vergönnt sein, das Werk in der gleichen Weise fortzuführen und zu vollenden!

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Zajączkowski, Ananjasz: Sufiksy imienne i czasownikowe w języku zachodnio-karaimskim. (Les Suffixes nominaux et verbaux dans la langue des Karaïms occidentaux. Contribution à la morphologie des langues turques). Krakau: Polska Akademija Umiejętności 1932. (V, 195 S.) gr. 8°

= Mémoires de la Commission Orientaliste No. 15.

Bespr. von Th. Menzel, Kiel.

Der Zweck dieser aus einer Dissertation entstandenen Arbeit Zajączkowski's, eines Schülers des Krakauer Orientalisten Kowalski, ist, wie auch in dem beigegebenen französischen Résumé des näheren ausgeführt wird, der, eine Vorarbeit für ein umfassendes Werk über die Ableitungen im Türkischen zu geben. Bis jetzt fehlten, abgesehen von dem Radloffschen Wörterbuch und den sprachvergleichenden Abhandlungen Bang-Kaup's jegliche Vorarbeiten für die zahlreichen Türk-Dialekte. Im Augenblick ist es deshalb das Wichtigste, möglichst jeden Dialekt in Monographien zu behandeln. Denn erst nach dem Studium des gesamten türkischen Schrifttums und der jetzigen Dialekte läßt sich die wichtigste Aufgabe der Turkologie, die Ausarbeitung einer vergleichenden Grammatik der Türksprachen, lösen.

Infolge des agglutinierenden Charakters der Türksprachen nimmt den Hauptteil einer türkischen Grammatik die Wortableitung ein: die Bildung der Nomina agentis, der Modi des Verbums, des Adjektivs, der Postpositionen, der Deklination und der Konjugation. Faktisch unterscheiden die Türksprachen keine Redeteile, keine Suffixe und keine Endungen. Sie kennen nur eine einzige Art, das Nomen, in das alle Bildungen, selbst die Formen des Verbum finitum, einzureihen sind.

Andrerseits ist jede Kasusendung (etwa der Lokativ, der Instrumentalis oder die Endung eines Gerunds) ein Suffix, das auf derselben Stufe steht wie das Bildungssuffix ği des Nomen agentis. Die Ableitung ist demgemäß sehr einfach und präzis nach der Formel R (Wurzel) $+ S_1$ (Suffix) $+ S_2 + S_x \ldots$ Die rein türkische Wurzel ist in der Regel einsilbig und unveränderlich. Theoretisch kann sie unbeschränkt viel Suffixe zu sich nehmen. Der Verfasser gibt ein Beispiel für eine Stammwurzel mit 8 Suffixen und ein Beispiel der etwa 30 Ableitungsmöglichkeiten von einem einzigen Stamm. Bei einer ziemlichen Beschränktheit an Wurzeln besitzen die Türksprachen ein Übermaß von Ableitungen.

Der Verfasser beschränkt seine Untersuchungen auf die Ostkaraimen, genauer auf den nördlichen Dialekt der östlichen Karaimen d. h. Troki, und zwar auf der Grundlage der Textsammlungen Kowalski's, der gerade auf diesem Gebiete eine fruchtbare Sammeltätigkeit entfaltet hat, ferner der Materialien Malecki's, der *Myśl Karaimka*, der Bibelübersetzung und der hebräisch-karaimischen Wörterbücher. Die südlichen Dialekte werden nur insoweit berücksichtigt, als Texte von Grzegorzewski, Kowalski und Mardkowicz vorliegen. Die lexikalische Quelle ist das Radloffsche Wörterbuch.

Vielfach beigezogen werden auch das Komanische, Karačai, Kypčakische und Maḥmûd al-Kâšgharî's *Dîwân lughât at-Turk*.

Der Verf. sucht seine Aufgabe in umfassender Weise zu lösen. Er behandelt nicht nur die Bildungssuffixe, auch die heute bereits erstarrten, sondern auch die Flexion und alle formativen Elemente der Suffixe. Er vermeidet nur die Flexion des Nomens und des Verbums und das Gerundiv, da dies in das Gebiet der Syntax führen würde. Einbezogen ist nur das Suffix tyn, das die ältere Ablativform darstellt, das Instrumentalsuffix yn, un und die erstarrten Gerundiva auf -a, -adoγan, -p.

Das ganze Material wird in vier großen Gruppen in vier Kapiteln behandelt: Nomina, die von Nominalstämmen, und solche, die von Verbalstämmen abgeleitet werden; Verba, die von Verbalstämmen, und solche, die von Nominalstämmen abgeleitet werden.

Die Adverbien, Postpositionen und sonstigen Indeklinablen sind beim Nomen eingereiht, weil in der türkischen Grammatik zwischen deklinablen und indeklinablen Redeteilen nicht unterschieden wird. Bei Nichtfeststellbarkeit einer Ableitung von einer verbalen oder nominalen Wurzel ist die Einreihung nach Analogieschluß erfolgt.

In jedem Kapitel wird Suffix für Suffix, jedes gesondert für sich, behandelt, nachdem zuvor bei jedem Suffix die vorhandene Literatur angegeben worden ist. Wo die Etymologie klar aus dem Karaimischen ersichtlich ist, beschränkt sich der Verf. hierauf. Wo dies nicht der Fall ist, werden die anderen türkischen Dialekte beigezogen. Manchmal wird auch die semantische Analogie benützt, um Wurzeln und Suffixe unterscheiden zu können. Die Etymologie und historische Entwicklung aller Suffixe ist uns noch lange nicht genügend bekannt.

Der Verf. unterscheidet drei Gruppen von Suffixen: produktive, die bis heute als Formativelemente empfunden und unbeschränkt gebraucht werden; von ihnen wird deshalb nur eine beschränkte Zahl angeführt; wenig produktive, die heute erstarrt sind, aber eine große Zahl von Ableitungen bilden: hier sind alle noch feststellbaren angeführt; schließlich unproduktive, die nur wenig Ableitungen bilden: hier werden alle sicher bestimmbaren angeführt, auch die, deren Etymologie unklar ist. Am Schluß jedes Paragraphen wird die phonetische Form und die Definition des Suffixes in seiner Verwendung bei den Türksprachen im allgemeinen besprochen.

Das V. Kapitel bringt die Zusammenstellung der phonetischen Modifikation der Wurzeln und Suffixe, die Palatalisierung, den Wechsel von r und l, von r und z, das parasitische t.

Das VI. und letzte Kapitel gibt eine synthetische Rekapitulation der Suffixe.

Während die Einleitung eine 117 Nummern umfassende, sehr dankenswerte vollständige Bibliographie bringt, wird zum Schluß eine alphabetische Liste der Suffixe und zur Erleichterung des Aufsuchens ein alphabetisches Verzeichnis der erklärten Ableitungen gegeben.

Die Arbeit Zajączkowski's ist eine höchst wertvolle Monographie für die künftige große vergleichende türkische Grammatik und wird von allen Turkologen mit Dank begrüßt werden.

Balducci, Hermes: **Architettura Turca in Rodi.** Prefazione di Giulio Jacopi. Milano: Ulrico Hoepli 1932. (X, 190 S., 144 Abb. im Text.) gr. 8°. 25 L. Bespr. von **Fr. Taeschner**, Münster i. W.

Das Buch beschreibt die Monumentalbauten der Stadt Rhodus aus osmanischer Zeit und bietet einen guten Überblick über die Bautätigkeit der Osmanen in dieser Stadt. Verf. hat sich bemüht, durch Heranziehung der nicht sehr reichen Literatur über die osmanische Baukunst die Darstellung bauwissenschaftlich zu fundieren, indessen liegt der Hauptwert des Buches in der Beschreibung selbst.

Da Rhodus erst von Soliman i. J. 929 H./1522 D. dem osmanischen Reiche einverleibt worden ist, so sind dort frühosmanische Bauten natürlich nicht zu finden, sondern erst solche aus der klassischen Zeit der osmanischen Baukunst. Immerhin findet sich ein Bauwerk, die Süleimaniye-Moschee, das sich durch seinen archaischen Grundriß (einkuppeliger Hauptsaal mit zwei einfach überkuppelten Nebensälen) als der frühen Zeit Solimans entstammend erweist (die nächstverwandten Moscheen sind die Murads II. in Adrianopel und die i. J. 926 H./1520 D. erbaute Selimiye in Konstantinopel), bevor der große Meister Sinan der hochosmanischen Baukunst ihr charakteristisches Gepräge gab (Grundriß S. 130).

Die Darstellung ist gut durch Beigabe von Abbildungen, Plänen und Zeichnungen erläutert. — S. 175 findet sich das von Edhem Pascha aufgebrachte Märchen von dem griechischen Baumeister Ilias Ali als Erbauer der Yešil Ğāmiʿ in Brussa, über das man jetzt meine epigraphische Studie über diese Moschee in Der Islam 20, 1932, S. 139ff. vergleiche.

Richards, J. R.: **The Religion of the Behá'ís.** London: Society for Promoting Christian Knowledge [1932]. (XX, 242 S.) kl. 8°. 7 s. 6 d. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

Der Verf., ein in Shiraz stationierter Missionar der Church Missionary Society, hat das Buch in erster Linie für seine Kollegen geschrieben, die bei der Ausübung ihres Berufs täglich mit Beha'isten in Berührung kommen und deshalb das Bedürfnis haben, sich über deren Religion und die damit zusammenhängenden Fragen kurz und gründlich zu orientieren. Um es gleich vorwegzunehmen: Die Lösung der damit gestellten Aufgabe ist in jeder Weise befriedigend ausgefallen. Auf Grund der unschätzbaren Vorarbeiten von E. G. Browne und unter ständiger Beiziehung der — hauptsächlich persich und arabisch abgefaßten — primären Quellen entwirft Richards ein knappes, leicht faßliches und trotzdem inhaltsreiches Bild des Beha'ismus. Ähnlich wie seinerzeit in H. Römers Studie über die Bābī-Behā'ī (Potsdam 1912) geht dabei die Darstellung der religiösen und religiös-rechtlichen Lehren Hand in Hand mit der Skizzierung der äußeren und inneren Geschichte der Bewegung. Vom Bāb und seinen Vorläufern oder besser Wegbereitern werden wir auf diese Weise über Behā'-ullāh und ʿAbdulbehā' heruntergeführt bis in die neueste Zeit beha'istischer Propagandatätigkeit. Exkurse über die Stellung des Beha'ismus zur Bibel, über beha'istische Missionsmethoden, über die Bedeutung der Zahlen 19 und 9 in der beha'istischen Spekulation u. dgl. sind jeweils an passender Stelle eingefügt. Am Schluß folgt ein Index, wodurch die Brauchbarkeit des Buches noch wesentlich erhöht wird.

Die Antwort auf die an sich naheliegende Frage, was Richards nun eigentlich gegenüber den bisherigen Arbeiten von Browne, Römer u. a. Neues bietet, fällt begreiflicherweise ziemlich negativ aus. Der Verf. war ja nicht darauf aus, neue Entdeckungen an die Öffentlichkeit zu bringen. Im großen Ganzen konnte er sich vielmehr darauf beschränken, das zusammenzustellen bzw. weiter auszubauen, was seine Vorgänger, vor allem E. G. Browne, an einzelnen Erkenntnissen erschlossen und in verschiedenen, z. T. recht umfangreichen Publikationen veröffentlicht hatten, und nur für die letzten 15 Jahre lag ihm noch unbearbeitetes Quellenmaterial vor. Trotz alledem trägt aber das Werk doch insofern den Charakter einer gewissen Originalität, als es von einem bewußt missionarisch-polemischen Standpunkt aus geschrieben ist. Das fällt einem ganz besonders auf, wenn man es mit dem ja auch von einem christlichen Theologen verfaßten Römerschen Buch vergleicht. Richardson ist in der Darstellung des Beha'ismus wohl auch wissenschaftlich objektiv. Aber er bleibt nicht immer dabei stehen, sondern schreitet hie und da darüber hinaus zu einer subjektiven Auswertung der wissenschaftlich gewonnenen Tatsachen, m. a. W. er mißt sie an den Maßstäben seiner christlichen Welt- und Lebensanschauung. Die Kritik, die er auf diese Weise am Beha'ismus übt, klingt manchmal etwas hart. Aber ungerecht kann man sie deshalb noch nicht nennen. Auf jeden Fall wird man zugeben müssen, daß es sich dabei um grundsätzliche Fragen handelt, — selbst wenn man die Voraussetzungen, mit denen der Verf. an den Stoff herangeht, nicht in allen Punkten teilen kann.

Eine Probe (S. 77f.): „Then what of the international problem? How is the peace of the world to be secured? How are all men to be united, and national and religious pride, which are such productive causes of strife, to be banished? Nowhere is the weakness of Bahá'ism more apparent than it is here, for it lacks driving power to put its teachings into practice. The teaching that mankind is an essential unity, and that all men are brothers is centuries old; what is needed is a power to enable men to realise that unity. Bahá'ism lacks that power. Education, which is made compulsory by Bahá'u'lláh, will never solve the problem. Ignorance is admittedly at the root of many evils, but it must not be forgotten that what education does is to increase the capacity of the individual for good or evil. Behind education there must be a power ma-

king men love the good and hate the evil before it can avail to save the world. Changed hearts are more necessary than even trained minds; love of the good must be inculcated before capacity for good can find a way of expression. Bahá'ism may urge that the mind be trained, but it cannot change the human heart." Hier hat Richards m. E. den Nagel auf den Kopf getroffen.

Le Coq, A. von †: Die buddhistische Spätantike in Mittelasien. VII. (Schluß-)Teil: Neue Bildwerke III, ausgew. u. bearb. von E. Waldschmidt. Mit Geleitworten von O. Kümmel, H. Lüders u. F. Sarre. Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1933. (80 S. m. Fig., 38 Taf.) 45,5 : 34 cm = Ergebnisse d. Kgl. Preuß. Turfan-Exped. Hldr. RM 80 —. Bespr. von Wilh. Geiger, München.

Es ist der unermüdlichen Energie Frau Elinor von Le Coq's zu verdanken, daß mit dem vorliegenden 7. Bande das monumentale Werk ihres allzu früh dahingeschiedenen Gatten zum Abschluß gelangte. Nicht ohne Bewegung liest man die einleitenden Worte, in denen sie ihren Dank ausspricht für die großherzigen Spenden, welche die Herausgabe ermöglichten. Nicht ohne schmerzliche Empfindungen hat auch der Referent die Besprechung dieses Schlußbandes wie die der früheren Bände übernommen im Gedanken an den herben Verlust, den inzwischen die Wissenschaft durch A. von Le Coq's Heimgang erlitten hat.

Der 7. Band, dessen Herausgabe von E. Waldschmidt, dem Amtsnachfolger von Le Coq's am Berliner Museum für Völkerkunde und seinem verdienstvollen Mitarbeiter am vorausgehenden 6. Bande, besorgt wurde, reiht sich in würdiger Weise den bisher erschienenen Teilen an. Er trägt auch in bestimmter Weise den Charakter eines Abschlußbandes. Vorausgeschickt sind „Geleitworte" von Fr. Sarre über die iranischen und von O. Kümmel über die chinesischen Elemente in der Turfan-Kunst, sowie von H. Lüders über die philologischen Ergebnisse der Turfan-Expeditionen. Der ungewöhnliche Reiz, den die Erforschung der mittelasiatischen Kunst ausübt, beruht in der Vermischung ganz verschiedenartiger Elemente, in denen hellenistische Reminiszenzen mit indisch-iranischen und mit chinesischen Einflüssen sich verbinden. Nicht minder bedeutsam aber sind die handschriftlichen Funde, die im Turfan-Gebiet gemacht wurden. Es wurde uns durch sie eine vorher ganz unbekannte indogermanische Sprache erschlossen, die in zwei scharf gesonderte Dialekte zerfällt, in das Tocharische und in das Kutschi. Ferner wurden in drei verschiedenen iranischen Dialekten verfaßte Texte bekannt, die sich als Überreste der sonst völlig untergegangenen manichäischen Literatur herausstellten. In einem dieser iranischen Dialekte, dem sog. Soghdischen, sind auch buddhistische Stücke verfaßt.

Nach diesen im allgemeinen einführenden Beiträgen kommt nun von S. 15 ab der Herausgeber selbst zum Wort. Er beginnt mit einer Schilderung der Herkunft der in dem Bande wiedergegebenen Wandgemälde. Sie stammen zum allergrößten Teil aus dem Gebiet der „Tausend Klöster" von Qyzil, eine kleinere Zahl aus den weiter östlich gelegenen Anlagen von Qumtura und Schortschuq. Ein Plan von Qyzil, nach einer Zeichnung von Grünwedel, gibt uns ein deutliches Bild von der Lage der verschiedenen Höhlengruppen am Rande des Gebirges und in den eingeschnittenen Bachschluchten. Kleinere Skizzen und Pläne in Grundriß und Aufriß, in den Text eingefügt, erläutern die Einzelheiten. Auch vier Tafeln, A bis D, sind beigegeben mit Wiedergabe von Stücken aus den Wandgemälden mehrerer Höhlen. Wie solche Höhlen im Landschaftsbild sich ausnehmen, sieht man sehr hübsch in den Darstellungen b und c auf der letzten Tafel.

Außerordentlich instruktiv ist nun, von S. 24 ab, der zweite Teil der Waldschmidtschen Ausführungen über den Stil der Wandgemälde. Die Charakterisierung ist sehr klar und bestimmt. Sie erschließt auch dem in stilgeschichtlichem Urteil weniger geübten Auge den Blick und das Verständnis für die Unterscheidung der verschiedenen Stilrichtungen. Es treten zunächst deren zwei hervor: der indo-iranische Stil, der aus dem Westen stammt, und der chinesisch-buddhistische Stil, der nach dem Osten weist. Aber innerhalb des indo-iranischen Stiles sind, wie der künstlerisch so feinsinnige Grünwedel von Anfang an beobachtet hat, zwei Stilarten zu unterscheiden, von denen die zweite überdies eine Sonderentwicklung aufweist. Die erste Stilart ist durch ihre Ton-in-Ton-Malerei sowie durch die Anwendung der Linie und der Schattierung als Ausdrucksmittel gekennzeichnet, die zweite durch stark kontrastierende Farben, während Linie und Schattierung nunmehr lediglich ornamental, oft schematisch wirken. Die Sonderentwicklung hat zeitliche Vorläufer in den Bildwerken der sog. Schluchthöhle, die vermutlich einer besonderen Malerschule angehören. Sie ist gekennzeichnet durch die eigenartige Verwendung der Körperschattierung. Der chinesisch-buddhistische Stil führt uns in eine ganz andere Welt. Er erscheinen neue Farben, die dem indo-iranischen Stil vollkommen fremd sind. Die Malerei ist weit freier, leichter, lebensvoller, nicht so traditionsgebunden wie die des anderen Stiles. Sie individualisiert überall, bringt in der Darstellung der Gesichter die seelischen Stimmungen zu oft recht lebendigem

Ausdruck, steht rein künstlerisch zweifellos höher. Eine Vergleichung der Tafeln 3 und 5 (nebst 2 und 4) mit den Tafeln 10, 14, 18—20 veranschaulicht aufs beste den Unterschied zwischen den beiden indo-iranischen Stilarten. Die Sonderentwicklung wird auf Tafel 30 (mit 29 und 31) vorgeführt; zur Verdeutlichung mögen die Tafeln XXIV bis XXVII aus Grünwedels „Alt-Kutscha" herangezogen werden, die Malereien aus der Schluchthöhle wiedergeben. Die Besonderheiten und die Vorzüge des chinesisch-buddhistischen Stiles endlich treten uns auf Tafel 29 und 31 entgegen und namentlich in der prächtigen Darstellung des parinirvāṇa auf Tafel 30.

Waldschmidt konnte aber auch (S. 27—29) eine Datierung der Bildwerke des indo-iranischen Stiles versuchen, wie dies schon von Le Coq in allgemeinen Schätzungen getan hat. Die scharfsinnigen Untersuchungen von H. Lüders, die rein philologischer und palaeographischer Art sind und sich auf die in den Tempelhöhlen aufgefundenen Handschriftenreste beziehen, dienten ihm als sichere Basis für eine Neudatierung. Danach entstanden die ältesten Bildwerke des ersten Stiles um 500 n. Chr., die des zweiten Stiles zwischen 600 und 650; die jüngsten der Zeit nach 650. Die chinesisch-buddhistischen Malereien gehören dem 8. und 9. Jahrhundert an.

Die Zahl der Tafeln beträgt 34. Sie sind in vorzüglicher Weise von A. Frisch, Berlin, hergestellt. Die Beschreibung der Tafeln füllt die Seiten 32 bis 68. Darüber am Schluß. Es schließt sich an sie, sehr dankenswert, ein vollständiges Verzeichnis der erhaltenen Malereien indo-iranischen Stiles aus den wichtigsten Fundstätten der Oase von Kutscha an; endlich kurze Literaturangaben und ein Verzeichnis von Schlagworten, das als Index zu allen sieben Bänden dienen kann. Zehn von den Tafeln sind in buntem Farbendruck gehalten und dadurch besonders wertvoll für die Bestimmung der stilistischen Merkmale. Tafel 1 gibt drei kleine Plastiken wieder, die in Tumschuq gefunden wurden, Tafel 33 das auf Seide gemalte Bildnis eines „erregten Arhat" aus Turfan und Tafel 34 eine Stickerei aus Chotscho, einen Bodhisattva darstellend. Alle übrigen Tafeln sind Wiedergabe von Wandgemälden, die, wie schon erwähnt, zumeist in Qyzil aufgefunden wurden. Sie sind chronologisch geordnet, und die dargestellten Bildnisse umspannen die Zeit von 500 n. Chr. bis zum 8. oder 9. Jahrhundert.

Nun nur noch ein kurzes Wort zu den Beschreibungen, die Waldschmidt von den einzelnen Tafeln gibt. Ich zweifle nicht, daß es, wie mich, so alle Fachgenossen wohltuend berührt, daß sie durchaus in der Form und im Geiste Le Coq's gehalten sind: knapp und sachlich, den Inhalt des Bildes und das Wesentliche des Stiles klar heraushebend, frei von ästhetisierenden Phrasen, von ismen und anderen Floskeln. Auch das kulturgeschichtliche Moment kommt neben dem kunsthistorischen zur Geltung. Ich verweise da auf Tafel 14 und auf Waldschmidts ausgezeichnete Schilderung (S. 45ff.) der Kostüme von tocharischen Fürsten, Rittern und Edelfrauen, die auf den „Stifterbildern" dargestellt sind. Mit dem Gefühl aufrichtigen Dankes legen wir das Buch aus der Hand und werden es immer wieder in die Hand nehmen, wenn wir mit dem Gegenstand uns beschäftigen, um aus ihm in Verbindung mit den vorhergegangenen sechs Bänden Anregung und Belehrung uns zu holen. Der Herausgeber des Schlußbandes hat mit ihm dem Gedächtnis seines von uns allen hochverehrten Amtsvorgängers ein bleibendes und würdiges Denkmal errichtet.

Junker, Heinrich: **Ein Bruchstück der Āfrīnaghān i Gāhānbār.** Leipzig: S. Hirzel 1932. (38 S., 10 Taf.) gr. 8°. = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissensch. zu Leipzig, Philol.-histor. Klasse, 84. Bd. 1932. 5. Heft. RM 3.20. Angez. von G. von Selle, Göttingen.

Der Text, der in Facsimilé, Umschrift und Übersetzung mit Kommentar gegeben wird, entstammt einer indischen Handschrift aus der Maneckji Limji Hataria Library in Bombay. Junker verfolgt mit der Veröffentlichung dieses bekannten und uninteressanten Stückes schriftgeschichtliche Interessen, die ihm seit seiner großen Arbeit über das Avestaalphabet nahe liegen. Er glaubt eine neue Pehlevischrift entdeckt zu haben und ein weiteres Glied der Beweiskette gegen die Richtigkeit der Andreasschen Ansichten hinzufügen zu können. Die neue Pehlevischrift ergibt sich ihm selbst aber als ein beliebiger, wenn auch nicht alltäglicher Brauch eines Parsen, die ihm nicht mehr lebendige Schrift zu interpretieren. Und die Widerlegung Andreas', vorwiegend an der Frage der g-Schreibung erörtert, ist nicht geklärt, da es sich vor allem um einen späten Text handelt, der die Avestaschrift voraussetzt, und nicht umgekehrt. Bekanntlich sagt Andreas, daß das Pehlevi-g eine Ligatur sei, deren sich die Schreiber nicht mehr bewußt waren. Junker sagt, der Schreiber wollte keine Ligatur schreiben, das Zeichen, das Andreas als waw interpretiert, ist nach Junker ein diakritischer Abstrich, womit wenig gesagt ist. Man vgl. hierzu noch GGA 1927, S. 442.

Südasien.

[Linossier:] Études d'Orientalisme publiées par le Musée Guimet à la mémoire de Raymonde Linossier, Tome I. (289 S., 27 Taf., 1 Porträt.) Tome II. (282 S., 43 Taf.) gr. 8°. Paris: Ernest Leroux 1932. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Mit 23 Jahren ist Raymonde Linossier, avocat à la cour d'appel de Paris, attachée au Musée Guimet, einem gelehrten Leben voll Arbeiten und Ver-

heißungen entrissen worden. Der Gelehrtenkreis des Musée Guimet, dessen Sammlungen ein gut Teil ihrer Arbeit gegolten hat, ihre Lehrer und Freunde und Fachgenossen haben sich mit Studien aus dem gemeinsamen Arbeitsfelde zu einer Gedächtnisgabe vereinigt, wie sie sonst Veteranen und Jubilaren der Wissenschaft zuteil zu werden pflegt; zwei Bände bestätigen mit ihrem Stimmenchor dem Schatten jenes tröstende „non omnis moriar", das schon mit dem reinen Fortleben geleisteter Arbeit im Bestande der Forschung verbürgt ist, durch dieses Denkmal herzlicher Trauer um die früh Vollendete.

Zwei Arbeiten aus ihrem Nachlaß stehen voran, ein beschreibendes Verzeichnis tibetischer Malereien der Sammlung Loo (Nr. 1—26 Buddhas, 27—31 Bodhisattvas, 32—59 divinités féminines, dieux terribles et locaux, saints) und eine Übersetzung „l'iconographie de la descente d'Amida", einer Studie H. Minamotos aus dem Japanischen. — Der reiche Gehalt der weiteren 28 Beiträge läßt sich auf beschränktem Raume nur in Stichworten andeuten: J. Bacot gibt, wie in Ergänzung seiner Übersetzung der Biographie Milarepas durch Retschung pa (Paris 1925), die Übertragung einer gesondert überlieferten Episode aus Milarepas Wirken, „la conversion du chasseur"; E. Bazin-Foucher („Sur une monnaie du Pañcāla") betrachtet eine Nāga-münze und will auf ihr die Lokalgottheit des Nāga von Ahicchatra wiedererkennen. — E. Benveniste stellt in „Un titre iranien manichéen en transcription chinoise" die durch Gauthiot aufgestellte Deutung der chinesischen Transcription *„ngo-houan-kien-sai-posai"* richtig in *„arwānayan-spasak"* = préposé aux fondations pieuses". — G. Coedès bespricht in „Note sur quelques sculptures provenant de Srideb (Siam) einige männliche Figuren (Viṣṇu, dvārapāla u. a.), die ihrem Stil nach (ausgeprägte tribhaṅga-Haltung) dem Eindringen cambodgianischer Kunst voraufliegen müssen und (gestützt auf paläographische Indizien) etwa ins 6. Jahrh. n. Chr. hinaufgerückt werden sollten, . . „une telle date ne semble pas trop haute pour des sculptures qui rappellent de si près le canon indien de l'époque Gupta" und die erweisen, daß die vorderindische Kolonisation mit ihren Fertigkeiten schon zu dieser Zeit tief ins Innere der hinterindischen Halbinsel eingedrungen war. — A. K. Coomaraswamy bietet die Übersetzung von Vorschriften zur Bildnerei der Kultplastik, „Aesthetic of the Śukranītisāra" und unterstreicht, „Śukrācārya is propounding a strictly classical and hieratic conception of what is lovely and beautiful, . . Indian art can only be studied as showing at different times a greater or less degree of consciousness, the criteria are degrees of vitality, unity, grace and the like, never of imitation". — S. Elisseev gibt im Anschluß an japanische Kunstforschung „Notes sur le portrait en extrême orient"; L. Finot („Stèles historiées du Cambodge") erörtert den Zusammenhang von Inschriften des X. und XI. Jahrh. mit den plastischen Darstellungen, die von ihnen umrahmt sind (Götter und Stifter). — C. L. Fabri unternimmt mit „Mesopotamian and early Indian Art: Comparisons" einen entschiedenen und überzeugenden Vorstoß in das Zentralproblem altindischer Archäologie und weist unmittelbare Einflüsse mesopotamischer Kunst in geläufigen Motiven von Bharhut, Santchī, Amarāvatī usw. nach, bezüglich des Zikkurrat(Stufen-)motivs, des Sonnenrades, beim hl. Baum, überfließenden Krug, „Löwe und Stier", beim Thron mit Löwenfüßen, bei Flügelwesen, Lockenhaar und Hüftgürtel. Anstelle der These nur-persischer Vermittlung vorderasiatischer Kunsteinflüsse muß die Einsicht direkten alten Schiffahrtskontaktes mit Mesopotamien treten. — A. Foucher deutet („une représentation du Sutasoma-Jātaka sur une frise d'Aurangabad) den plastischen Fries am Architrav der Rückwand in Höhle 3 von A. und knüpft an die eigentümliche, mehr nach Schauplätzen als Zeitfolge geordnete Reihung der Szenen einige erleuchtende Bemerkungen über das gegensätzliche Verhalten des Inders zu Raum und Zeit, zu Topographie und Chronologie. — V. Goloubev handelt („à propos de 2 sculptures conservées au musée de Mathurā" von 2 Figuren, die eine Aura von nāgas bzw. nāginīs um sich tragen; R. Grousset kommt in einem Überblick der Ausstrahlungen der „Art Pāla et Sena dans l'Inde extérieure" dazu, in ihnen „une diffusion non moins importante" zu sehen, „que celle qu'on reconnaît, pour les périodes précédentes, à l'art gandharien et à l'art gupta". Er schließt daraus mit Recht, „il y aurait intérêt à ce que les historiens de l'art indien, au lieu d'envisager successivement et isolément l'art de l'Inde propre, celui de l'Asie centrale et celui de l'Insulinde, menassent de front ces 3 études en montrant, pour chacune des grandes écoles gandharienne et mathurienne, gupta, pāla et sena, comment la vogue indienne, partie de la région indogangétique, s'est chaque fois propagée avec plus ou moins de rapidité jusqu'aux rivages de l'Inde extérieure". — A. Hackin gibt Grabungsberichte aus Afghanistan (Krakrak und Bāmiyān); Jouveau-Dubreuil handelt vom zeitlich-räumlichen In- und Nebeneinander der Vorgänge bei der sogenannten „Herabkunft der Gangā" (Mahābalipur) mit Hinweis auf eine Dublette des bekannten Reliefs ebendort. — M. Lalou übersetzt und kommentiert ein Kapitel des Mañjuśrīmūlakalpa, „un traité de magie bouddhique"; L. de la Vallée-Poussin erörtert die dogmatische Bedeutung von „mūrdhan" und „mūrdhapāta" in Suttanipāta (Vatthugāthā 983/87, 1026): „Pārāyaṇa cité dans Jñānaprasthāna" und äußert sich zur Frühgeschichte und Entwicklung der Nirvāṇa-idee („une dernière note sur le Nirvāṇa"). — S. Lévi veröffentlicht aus einem Ms. der Asiatic Society of Bengal den Sanskrittext eines Maitreyavyākaraṇa in 102 Versen mit Übersetzung (bei der 25 verlorene Eingangsverse aus dem Tibetischen und Chinesischen ergänzt sind). Die Einleitung behandelt die Geschichte der beiden Gestalten Maitreya und Ajita, deren schließliche Verschmelzung zu einer einzigen Figur in Zentralasien unter dem Einfluß des Mithra (sol) Invictus erfolgt zu sein scheint. — H. Maspero handelt („sur quelques objets de l'epoque des Han") von einigen Tonmodellen altchinesischer Hausbauten und einem Tonrelief „la présentation du nouveau-né"; P. Masson-Oursel spinnt eine Beziehung vom Wasserrad der indischen Reisfelder zur buddhistischen Radsymbolik, „la Noria, prototype du saṃsāra et son rapport au dharmacakra". — P. Pelliot behandelt die Bedeutung dreier Worte in dem Kapitel Hiuan-Tsangs, die Bāmiyān betreffen. R. Pfister untersucht „les débuts du vêtement copte" und „les premières soies Sassanides" . . „les étoffes de style purement sassanide ne sont pas un aboutissement, comme le pensait Falke et après lui Herzfeld, . . elles représentent bien le début du tissage de la soie en Perse. . . le tissage des soieries sassanides n'a pas commencé dans l'esprit grec, cette industrie, au contraire, a débuté dans la tradition perse et avec une technique empruntée à la Chine . .". J. Przyluski klärt die kosmologische Bedeutung der 4 Tiere am Kapitell der Aśokasäule von Sarnath („le

symbolisme du pilier de Sarnath") durch Beziehung auf die Vorstellung des Weltsees Anavatapta (Anottata), dem aus entsprechenden vier Tiermündern vier Weltströme entfließen, indes aus seiner Mitte eine Säule jeweils aufsteigt, das Sonnenrad im Mittagspunkt zu tragen. Dazu Hinweise auf den Zusammenhang mit ägyptisch-vorderasiatischen Motiven und verwandten in Cambodgia (Nak Pan). — O. Sirén behandelt buddhistische Tempelplastik (Ta-t'ung-fu in Shansi) aus der Chinzeit (12./13. Jahrh.). P. Stern erörtert „la transition de l'art préangkoréen à l'art angkoréen de Jayavarman II". J. Ph. Vogel findet in einer für Mahābalipura fünfmal bezeugten eigenartigen Zweifigurengruppe ein antikes Vorbild in der verbreiteten Gruppe „Dionysos gestützt auf einen Satyr" („a reminiscence of classical art in the sculpture of M."); die für indische Begriffe merkwürdige, sonst nicht nachweisbare Komposition wirkt in der Tat wie eine Übersetzung des westlichen Motivs und reiht sich verwandten Funden des Kistnagebietes (Nāgārjunikoṇḍa) an. Hier könnte eine Analyse der Eigenart indischer Formgebung einsetzen, gerade weil die Anwendung westlicher Form- und Qualitätsbegriffe als fruchtlos abprallt. — A. Waley übersetzt aus „Higashimaya Orai", der Korrespondenz eines Tempelpriesters mit verschiedenen Gläubigen aus der Gegend von Kyoto im 11./12. Jahrh. über Fragen des Rituals und der Ikonographie usw.

Valentino, Henri: **Le Voyage d'un pélerin chinois** dans L'Inde des Bouddhas précédé d'un exposé des doctrines de l'Inde antique sur la vie et la mort. Paris: G. P. Maisonneuve 1932. (243 S.) kl. 8°. Frs. 78 —. Bespr. von Walter Liebenthal, Peking.

Der Verfasser, durch Aufsätze über Themen aus dem Gebiet der indischen Philosophie in Frankreich bekannt, verfügt über eine gründliche Kenntnis der heute bereits klassisch gewordenen Literatur auf diesem Gebiet, und zwar der französischen sowohl wie der englischen und deutschen. Darüber hinaus gelangt er nicht. Insbesondere sind ihm die Übersetzungen und systematischen Darstellungen der letzten beiden Jahrzehnte (Stcherbatsky) noch unbekannt.

Der Indologe findet in der langen Einleitung, die einen Abriß der Geschichte der religiösen Ideen in Indien, oft in stark abrundender Form, enthält, nichts Neues, auch keine neuen allgemeinen Gesichtspunkte.

Dem Bilde fehlt die Konkretion, die heute schon möglich wäre. Der Inder hat mehr und Konkreteres geleistet, als der Verfasser meint, auch auf dem Gebiet religiös-philosophischen Denkens, und es wäre wohl möglich, auch in Büchern, die von Laien für Laien geschrieben sind, davon zu berichten.

Die Sprache ist gewandt, z. Tl. von dramatischem Schwung, so die Schilderung des Saṁsāra (S. 34): „La roue tourne, Māya emporte le Ciel et la Terre dans le tourbillon du Saṁsāra. Dans son royaume d'ombres il n'est ni mort, ni vie, mais de perpétuelles métamorphoses: c'est une fantasmagorie sans fin ....." Oder weiter die des Nirvāṇa (S. 35): „Pour y parvenir, il suffit de souffler sur cette flamme qui alimente l'incendie: la soif du désir, l'illusion du moi, le vouloir vivre. Ainsi Karma s'éteint et Māya se dissipe; et tandis que le monde, le temps et l'espace s'écroulent, le sage libéré s'absorbe dans l'Absolu."

Die Reise des großen chinesischen Pilgers ist unter Zugrundelegung der St.-Julien'schen Übersetzung des si-yo-gi und der Biographie des hsüandschuang unter Weglassung der weniger interessierenden Teile nacherzählt und liest sich in der Darstellung des Verfassers angenehm, oft spannend.

Manche sachlichen und sprachlichen Ungenauigkeiten wären zu berichtigen, besonders auch die Schreibung der Sanskrit-Termini in der Einleitung, was sich indessen im Hinblick auf den mehr populärwissenschaftlichen Charakter des Buches erübrigt.

Hiriyanna, M., M.A.: **Outlines of Indian Philosophy.** London: George Allen & Unwin [1932]. (419 S.) 8°. 15 s. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Der durch Einzelarbeiten auf dem Gebiet der indischen Philosophie wohlbekannte ehemalige Sanskritprofessor in Mysore gibt in diesem Buch einen Abriß seiner Universitätsvorlesungen, zunächst mit der Absicht, indischen Studenten ein „text-book" zu bieten, hofft dann aber, daß auch solche es benutzen werden „who are interested in the Indian solutions of familiar philosophical problems".

In der Einleitung wird der Begriff der indischen Philosophie umrissen und ihr Verhältnis zur Religion besprochen. Als die beiden Elemente, die allem indischen Denken gemeinsam sind, erscheinen dem Verf. Mokṣa als letztes Ziel und der zu ihm führende Weg der Askese. Indische Philosophie, so lesen wir, ist weder reiner Intellektualismus noch reiner Moralismus sondern mehr, wie es eben der Sinn der Wörter *jñāna* und *vairāgya* besagt. All dem und manchem anderen, das in der Einleitung gesagt ist, wird man zustimmen, ohne doch alles zu finden, was man hier gern sähe. Ich verweise hier nur auf den Yoga, diesen entscheidend wichtigen Faktor auf den Höhen indischen Lebens zu allen Zeiten.

Das sehr kurze erste Kapitel „Pre-Upaniṣadic Thought" zeigt den Verf. nicht von seiner stärksten Seite. Vertiefung in religionsgeschichtliche Probleme des Altertums ist offenbar nicht seine Sache, ja selbst ṚV 10, 129 scheint ihm keinen besonderen Eindruck zu machen. Im allgemeinen hat ihm wohl Bloomfields Religion of the Veda Anhaltspunkte gegeben, aber warum er die Ṛgvedasaṁhitā in ihrer vorliegenden Form um 600 v. Chr. ansetzt, hätte man gern erfahren. Da die Lebenszeit des Buddha (Kap. V) in üblicher Weise angesetzt ist und die alten Upaniṣaden (Kap. II) als vorbuddhistisch bezeichnet werden, wird der unbefangene aber nachdenkliche Leser dieses Buchs vor ein eigentümliches Rätsel gestellt.

Im zweiten Kapitel werden die Upaniṣaden wesentlich nach Deussens bekannter Darstellung behandelt. Dieses Vorbild sowie eigne Forschung auf dem Gebiet des Śaṁkara-Vedānta lassen den Verf. im einzelnen einen allzu systematischen Standpunkt einnehmen, wenn er auch sichtlich bemüht ist, dem historischen Gesichtspunkt gerecht zu werden. Ich verweise zur Illustrierung auf die kurze Erörterung des Māyā-Problems (S. 63).

Damit ist der erste Teil, die vedische Periode, abgehandelt, und es beginnt der zweite: Early post-vedic Period, der in vier Kapiteln allgemeine Tendenzen, Bhagavadgītā, frühen Buddhismus und Jinismus umfaßt. Was hier klar und sachlich gesagt ist, darf im allgemeinen als die heute herrschende wissenschaftliche Ansicht bezeichnet werden, und diese darzustellen ist wohl die Hauptaufgabe eines Buches, das dem Studenten dienen will.

Am wertvollsten scheint mir der dritte Teil „Age of the Systems". Nach einigen guten Vorbemerkungen über die Pramāṇas folgt eine Skizze des

Materialismus und der vier buddhistischen Schulen, woran sich die Darstellung der 6 orthodoxen Systeme anschließt unter Beschränkung des Vedānta auf Advaita und Viśiṣṭādvaita. Bei der Behandlung dieser Systeme fühlt man deutlich, daß hier das eigentliche Arbeitsgebiet des Verf. liegt. Er kennt und versteht seine Scholastik und weiß sie auf verhältnismäßig beschränktem Raum in geschickter Weise deutlich zu machen.

Brown, Prof. W. Norman: **The Story of Kālaka.** Texts, History, Legends and Miniature Paintings of the Śvetāmbara Jain Hagiographical Work The Kālakācāryakathā. Washington: Smithsonian Institution 1933. (VIII, 149 S., 39 Abb. a. 15 Taf.) 4°. = Smithsonian Institution, Freer Gallery of Art. Oriental Studies, No. 1. Bespr. von Walther Schubring, Hamburg.

Dies Buch hat ein Gesicht, das zur indischen Kunst, und ein zweites, das zur indischen Geschichte und Philologie gewendet ist. Die an den Namen Kālaka sich knüpfenden Erzählungen von teilweise dramatischen Ereignissen haben eine Anzahl Vorwürfe für die malerische Ausschmückung der Handschriften geliefert, und Brown hat eine Studienreise nach Indien zum Zweck der Sammlung von philologischem und künstlerischem Material zur Kālaka-Legende unter anderem durch photographische Aufnahmen von Miniaturen fruchtbar gemacht. Nachdem er in der Jaina Gazette (28, 77—82) hiervon kurz berichtet, nicht ohne den Widerspruch Hirananda Sastris zu wecken (ebd. 113f.), stellt er im 2. Kapitel seines Buches die Ergebnisse in einen weiteren Rahmen hinein und behandelt die Miniaturmalerei des westlichen Indien in ihrer von 1127 (saṃvat 1184, dem für ihn frühesten Datum) bis zur Wende des 16. Jh. zum 17. reichenden Erstreckung. Diese erfährt um das Ende des 14. Jh. mit der Ablösung des Palmblatts durch das Papier einen Einschnitt — eine Teilung nach äußerlichem Merkmal, die sich aber durch die gleichzeitige Veränderung des Gegenstandes und der Ausführung rechtfertigt. Denn das Papier, indem es je länger je mehr die Ausdehnung des Palmblatts überschritt, gewährte auf dem geeigneteren Stoff dem Maler größeren Platz, machte ihm Lust zur stärkeren Verwendung des Goldes und der Farben und erweiterte auch seinen geistigen Spielraum von Einzelfiguren auf die erzählende Darstellung. Die Kunst beider Perioden ist ganz in den Händen der Śvetāmbara, und man könnte sie, meint Brown, sogar nach ihnen nennen, wenn seine schon anderwärts geäußerte Vermutung Anklang fände, daß sie auf optischen Wirkungen in den Tempeln dieser Jainas beruht. Er erklärt nämlich die Tatsache, daß in den Malereien bei der konventionellen Halbdrehung des Kopfes das entferntere Auge über den Gesichtsrand hinaustritt, mit dem Anblick, den bei entsprechend seitlichem Standpunkt des Beschauers die Glas- oder Kristall-Augen gewähren müssen, die auf seiten der Śvetāmbara dem Gesicht der Tīrthaṃkara-Figur brillenartig vorgesetzt werden. Nun soll hierdurch aber zweifellos das im *jāṇai* und *pāsai*, Wissen und Schauen bestehende All-Erkennen der Heilskünder sinnfällig gemacht werden, und es ist nicht glaubhaft, daß ein Jaina es gewagt hätte, jene Attribute auf weltliche Personen auch nur andeutungsweise zu übertragen, wie sie denn auch allen sonstigen Tempelfiguren fehlen. Es wird sich also doch wohl nicht um mehr handeln als um den Wunsch, das von der Natur Gegebene auch bei nur entfernter Möglichkeit zum Ausdruck zu bringen. Die erzählenden Bilder haben sich bis jetzt nur in Hss. des Kalpasūtra[1] und der Kālakācāryakathā gefunden — eine Beschränkung, die dadurch wettgemacht wird, daß die letzteren in interessanter Weise zeigen, wie man das Fremdvolk der Saka sah, deren Beziehungen zu Kālaka dessen Legende ja berühmt gemacht haben. Hier verlangt die Malertradition die Darstellung des Gesichts von vorn, aber mit der Pupille im Augenwinkel — einzige Ausnahme auf Fig. 15 —, was zunächst äußerst lebendig wirkt, sich aber schließlich doch nur als Konvention erweist. Browns sorgfältige Beschreibung der Bilder läßt kaum eine Frage unbeantwortet, doch würde es sich vielleicht gelohnt haben, auf die Fingerstellungen (*mudrā*) einzugehen.

Die Ausführung der farbigen und schwarzen Tafeln ist, wie es sich für die Veröffentlichung eines Kunst-Instituts versteht, vorzüglich. Betreffs des Buchdrucks fällt es jedem schärferen Auge auf, daß sowohl im englischen und indischen Text wie in den Fußnoten fast auf jeder Seite zwei einander sehr ähnliche, aber doch eben verschiedene Schriftarten durcheinander gesetzt worden sind. Als Beispiele seien S. 2, 3, 9, 37, 40, 42f., für die Kleinschrift S. 4f. herausgegriffen. Dies bringt Unruhe in das Druckbild und hätte vermieden werden sollen. Störend ist auch, infolge der Übertreibung einer Hilfe, die Jacobi im Jahre 1886 noch für notwendig hielt, die Zerreißung der Gāhā-Zeilen in zwei sozusagen meilenweit auseinanderklaffende Hälften. Um die Texte herzustellen, hat Brown in Indien einige 50 Hss. verglichen. Die von Peterson und anderen in ihren Berichten angeführten scheinen nicht dabei zu sein, und es hätte auch die in Wien befindliche herangezogen werden können, von der mir eine Abschrift Leumanns (vgl. ZDMG 45, 462) vorliegt. Brown hat sein Material in fünf Gruppen geordnet, wenn auch ohne selbst von der Zusammengehörigkeit in jedem Fall überzeugt zu sein oder überzeugen zu können. Man gewinnt bis jetzt doch den Eindruck, daß die Hauptrezension, welche bei ihm die Gruppe I anführt, auf mancherlei Fassungen einschließlich der Gruppen II und III, ja auch auf Gruppe IV eingewirkt hat. Diese letztere aber geht stark ihren eigenen Weg und ist als eine Zweite oder Darpaṇa-Rezension zu bezeichnen, letzteres nach dem veränderten Namen einer Hauptgestalt. In einer Unter-Rezension von ihr ist der Legendenkreis noch um ein Glied vermehrt, die Episode in Turumiṇī. Auf sie wird in der kanonischen Bhattaparinnā (Str. 62) angespielt (vgl. v. Kamptz, Sterbefasten S. 30f.), was für deren Altersbestimmung benutzt werden kann. Das Durcheinander der Beziehungen könnte nur durch eine Synopsis aller Fassungen klargelegt werden, das lohnt sich aber wohl kaum. So legt denn Brown mit Recht nur eine Auswahl von 6 Texten mit sorgfältiger Angabe des handschriftlichen Befundes vor. Das erste Stück dieser Auswahl kennen wir in Wortlaut und Übersetzung durch Jacobi in ZDMG 34, das dritte und vierte in der Ausgabe von Leumann in ZDMG 37. Es liegt auf der Hand, daß diese Vorgänger kaum übertroffen werden können, zumal die Hss. in ihrem Wortlaut, den sie meist fließend erzählen, keine besonders wichtigen Abweichungen

---

1) Genauer des Jiṇacariya, Teil 1 in Jacobis Kalpasūtra. Das K. des Schreibers dieser Zeilen (um Browns Angabe auf S. 1 zu berichtigen) hat mit jenem nichts zu tun.

haben. Unter den neu mitgeteilten Texten ist bemerkenswert die oben als zweite Rezension bezeichnete sog. *Haya paḍiṇīya-payāvo*-Fassung. Sie ist von Brown ebenfalls übersetzt worden, und es findet sich hier eine Reihe von erklärenden Fußnoten wieder, durch die schon die vorhergehende Übertragung inhaltsgleich erläutert wurde. Statt solcher Wiederholungen wäre ein stärkeres Eingehen auf die zahlreichen Zitate und Anspielungen in den Texten erwünscht gewesen, zumal Jacobi damit den Anfang gemacht hat. Wenn der Herausgeber die Str. 106 auf S. 77 eine „familiar stanza" nennt, so hätte er hinzufügen können, daß sie gleich Dasaveyāliya 9, 1, 9ab und 7cd ist. Verkannt wurde mit Jacobi in Str. 100 die Draupadī trotz Leumanns Hinweis ZDMG 37, 495. Zum Prakrit (auch in Kap. 3) und zur Übersetzung einige weitere Berichtigungen beizubringen, muß ich mir in Anpassung an die Grundsätze dieser Zeitschrift versagen.

Im 1. Kapitel gibt Brown Rechenschaft von den überkommenen Angaben und den sich daran knüpfenden Überlegungen, auf Grund deren sich die Gestalt des zyklischen Kālaka in mindestens drei verschiedene Personen aufspaltet. Fragen wir uns, statt dem hier weiter nachzugehen, vielmehr umgekehrt, ob ein Leitgedanke zu finden ist, demzufolge die einzelnen Berichte zum Kranz gewunden worden sind, so möchte ich dies bejahen und das Gemeinsame, das allerdings in den Episoden und ihrer Gestaltung mit verschiedener Deutlichkeit hervortritt, in Kālakas überlegener geistiger Kraft sehen, mit der er Ungemach überwindet, es sei Beleidigung, Quertreiberei, Ungehorsam oder Dünkel. Seine Überlegenheit ist bald magisch, bald politisch, sie beruht bald auf praktischer Einsicht, bald auf dem Gefühl des eigenen Wertes, bald auf Dialektik und Homiletik, bald auf Gelehrsamkeit und Vorauswissen. Man vergleiche hierzu die Episoden mit Gardabhilla, den Saka, den Brahmanen, den Schülern, Sāgaracandra, Indra und Datta in der genannten Reihenfolge. Als Probe auf seine Gelehrsamkeit (um diese herauszugreifen) gegenüber Indra sind die *nigoya* gewählt worden, allerprimitivste pflanzliche Wesen mit nichts als dem Gefühlssinn — irrig Brown S. 69 — von unvorstellbarer Winzigkeit, die den ganzen Raum erfüllen. Dies galt also als ein besonders schwieriger Gegenstand. Unter den erwähnten verschiedenen Kālaka nun ist auch jener ihnen synonyme Śyāma, auf den die Überlieferung die Pannavaṇā, das 4. Upānga des Kanons, zurückführt, und es läge nahe, die *nigoya*-Episode mit diesem bedeutenden Systematiker zu verknüpfen. Die von Kālaka vorgetragene *nigoya*-Lehre gründet sich freilich nicht unmittelbar auf den Kanon und insbesondere nicht auf die Pannavaṇā, sondern auf einen Traktat namens Nigoyachattīsī, dessen Str. 12 gleich Str. 136 auf S. 51 bei Brown ist. Dieses Textchen, von dem es mehrere Drucke gibt, wird von Abhayadeva zu Viyāhapannatti 11, 10 erklärt und war also voll anerkannt. Aber man kann fragen, ob die Vorstellung der Nigoyachattīsī von den zahllose kugelige Packungen (*gola*) bildenden *nigoya* gegenüber der Pannavaṇā zu Recht besteht, da dort (neue Ausg. Bl. 39a) nur im Wege des Vergleichs von einem *aya-gola* die Rede ist.

Man wolle aus diesen Bemerkungen entnehmen, daß Brown mit seinem sorgsamen Buche vielerlei Anregungen gegeben hat, denen hier nur zum Teil nachgegangen werden konnte. Die Indologie und die Kunstgeschichte des Ostens sind ihm für seine fleißige Leistung ihren Dank schuldig.

Filchner, Wilhelm: **Kumbum Dschamba Ling.** Das Kloster der hunderttausend Bilder Maitreyas. Ein Ausschnitt aus Leben und Lehre des heutigen Lamaismus. Leipzig: In Kommiss. F. A. Brockhaus 1933. (XVI, 555 S., 208 Abb. a. Taf., 412 Skizzen im Text, 1 Kte.) 4°. RM 64 —; Lw. 68 —. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Nicht Zufall ist es, daß Carl Friedrich Koeppens Werk „Die Religion des Buddha" in seinem zweiten Teile, der den Titel trägt: „Die lamaische Hierarchie und Kirche" [Berlin: Schneider 1859], heute noch so gut wie unüberholt ist. Es ist vielmehr die nicht geringe Schwierigkeit, die einem derartigen Unternehmen entgegensteht. Daß andererseits aber eine Neubearbeitung dieses Buches ein dringendes Bedürfnis ist, weiß oder merkt jeder, der sich mit dem Lamaismus eingehender zu beschäftigen hat. Infolgedessen wird natürlich in Fachkreisen jedes Werk mit Freude begrüßt werden, welches geeignet ist, unsere Kenntnis dieses Religionszweiges zu erweitern.

In Filchners neuem Werke haben wir ein Buch vorliegen, das diesen Aufgaben wenigstens zu einem Teile, d. h. für einem bestimmten Abschnitt, nämlich für die ausführlichste Beschreibung eines tibetischen Klosters mit seiner Umwelt, gerecht zu werden versucht.

Der Herr Verfasser, der als Tibet-Reisender den weitesten Kreisen bekannt ist, hat schon auf Grund früherer Expeditionen einmal (1906) einen „Beitrag zur Geschichte des Klosters Kumbum" der Öffentlichkeit übergeben. Allein die Besprechungen dieses Werkes [vgl. Orientalische Bibliographie, Bd. 20, 1906, S. 107, Nr. 2089] haben gezeigt, daß das Buch über Kumbum noch nicht geschrieben war! Das neue Werk, welches sich nochmals mit demselben Kloster befaßt, beruht auf eingehendsten Beobachtungen und Notizen an Ort und Stelle während eines Winteraufenthaltes (1926—27) gelegentlich Filchners neuester Tibetexpedition 1926—1928 [umfassend die S. 25—170 mit einer Menge Skizzen] und gibt im Anschluß daran — wie auch im einleitenden, ersten Kapitel — eine Darstellung des Lebens und der Lehre Tsoṅ·kha·pas sowie des gesamten lamaistischen Kultes [umfassend die S. 171—375, von denen wiederum die Beschreibung des „Butterfestes" (S. 269—306) und des so berühmten 'Acham-Tanzes (S. 307—337) einen größeren Raum einnehmen].

Drei Geleitworte (vom tibetischen Lama Yoṅs·ldan [dem Adoptivsohn der Frau Alexandra David-Neel], von Berthold Laufer, Chicago, und von Ferdinand Lessing, Berlin) sind dem Buche vorangestellt. Ein Anhang „Völkerkundliches aus Tibet, besonders aus dem Amdo-Ge-

biet" [S. 376—404] schließt das Werk ab. 206 Abbildungen, 412 Skizzen, ein sehr guter [extrabeiliegender] „Plan des Klosters Kumbum" im Maßstabe 1 : 4000(!) und ein Register erleichtern die Benutzung außerordentlich.

Die wissenschaftliche Bewertung dieses Buches wird gegenüber früheren Werken Filchners durch 1706 Anmerkungen erhöht. Diese stammen aus der Feder des Mongolisten W. A. Unkrig, Berlin[1], der gleichzeitig über ausgezeichnete russische Sprachkenntnisse verfügt und demgemäß die alten, trefflichen russischen Arbeiten für dieses Gebiet zu Rate ziehen konnte.

Bedenkt man, daß erstens das Buch mehr oder weniger auf Beobachtungen und Forschungen beruht, die nur nebenbei gemacht werden konnten — denn die Hauptaufgabe der Expedition Filchner war geophysikalischer Art [erdmagnetische Messungen mit den entsprechenden Hilfsarbeiten] —, und daß zweitens bei der Arbeit am Schreibtisch kein Tibetanist zur Seite stand, so wird man gewisse Mängel, die übrigens wohl jedem Werke, das ein so ungeheures Material wie das vorliegende verarbeitet hat, anhaften werden, nicht nur verzeihen können, sondern vielmehr verzeihen müssen.

Vor allem trifft das die Literatur allgemein, die trotz alledem nicht im vollen Umfange ausgewertet wurde und die im Buche angegebene Literatur im besonderen, die nicht tiefschürfend genug herangezogen wurde.

Bereits Laufer ist in seinem Geleitwort darauf eingegangen, indem er einige Dinge berichtigte[2].

Im folgenden möchte ich nur das, was mir besonders aufgefallen ist, hinzufügen.

1. An erster Stelle wende ich mich dem Geleitwort Yoṅs·ldan's, das in tibetischer Kursivschrift [natürlich in der Handschrift Yoṅs·ldan's] wiedergegeben ist, zu. Ich bin überzeugt, daß sehr viele Leser des Buches gern wissen möchten, was der Lama dem Werke auf seinem Wege in die Öffentlichkeit mitzugeben hat. Man sucht jedoch vergebens nach einer Übersetzung (sowie auch einer Umschrift des Tibetischen). Deshalb lasse ich beides folgen[3]: *'Agrog·gror·phil·shi·nar·zer·ba // 'ajar·man·yul·gyi·mkhan·chen·de // bod·chos·ldan·[?]·khams·su·phyin·nas // dgon·sde·dag·la·mals·pa·rnams // dañ mjal·bas // rje·btsun·tsoṅ·kha·pai·bstan·pa·[?]·lta bu·de·kho·yi // snyiṅ·la·shar·nas // nub·phyogs·mun·pai·gliṅ·du·gnas·pa·dag·la // phan·pai·phyir // dpe·cha·sgron·me·lta·bu·'adi·brtsoms·'adugo [= 'adug·go].*

Phyi·lo·gcig·stoṅ·dgu·rgya·sum·cu·so·gcig // phyi·zla·brgyad·pai·tshes·bco·lña·la // bla·ma·yoṅs ldan·gyis·bris·pao.

Auf Deutsch lauten die Zeilen frei übersetzt etwa so: „Nachdem der große Gelehrte des deutschen Landes, namens Dr. Filchner, die Gegenden von Tibet, dem Lande der Religion, bereist und auch die einzelnen Klöster besucht hat, hat er, nachdem die Lehre des ehrwürdigen *Tsoṅ·kha·pa* in seinem Herzen aufgegangen ist, zum Nutzen derer, die in den verfinsterten Ländern des Westens wohnen [d. h. in den Ländern, in denen der Buddhismus nicht herrscht], das Buch, diese brennende Leuchte, verfaßt.

Im Jahre 1931 europäischer Zeitrechnung und am 15. Tage des 8. Monats europäischer Zeitrechnung [also am 15. August 1931] ist das vom Lama Yoṅs·ldan geschrieben worden."

2. An zweiter Stelle ist zu Filchners Notiz über das Dkar·chag von Sku·'abum [einem „Baedeker" von Kumbum, wie Filchner sagt] etwas anzumerken. Auf Seite 3 unseres Buches liest man [im Hinblick auf diese Art tibetischer Literatur, bei der es sich nicht immer um „Führer" in unserem Sinne handelt]: „*Das zeigt uns ein Musterbeispiel dieser lamaistischen Literaturgattung, das Kartschag „Die Tempel von Lhassa* [sic!]," *mit lateinischer Umschriftung des tibetischen Textes, von A. Grünwedel ins Deutsche übertragen.*" Dazu gibt die Anmerkung Nr. 12 genauere bibliographische Notizen und auch einige, dem genannten Werke entnommene Angaben. Unser Filchnerscher Text lautet nun [S. 3] weiter: „*Sehr zu bedauern ist es, daß es nicht gelungen ist, das von den Mönchen von Kumbum herausgegebene Kartschag zu benutzen . . . Vergeblich waren auch alle Versuche, diesen „Kumbum-Führer", den Cybikov vor nunmehr* 30 *Jahren an Ort und Stelle benutzt hat, durch ihn selbst oder durch die Vermittlung von Mongolen in die Hand zu bekommen.*" Nun, ich kann nicht sagen, daß die Schwierigkeiten, den „Kumbum-Führer" zu beschaffen, so groß sind. Der aufmerksame Leser liest nämlich in dem zitierten Grünwedelschen Buch auf Seite 4, daß Grünwedel im Spätherbst des Jahres 1913 in Petersburg, im Museum Alexanders III., unter den tibetischen Büchern, die Kozlov mitgebracht hat, auch ein Dkar·chag von Sku·'abum entdeckt und sich dasselbe vollständig abgeschrieben hat. Auf meine Anfrage bei Herrn Geheimrat Grünwedel kam erst die Antwort, daß diese Abschrift noch in seinem Besitz sei, und einige Zeit später die Abschrift selbst. Zur Zeit bereite ich eine Übersetzung vor. Bis jetzt habe ich das Buch einmal durchgelesen und muß sagen, daß in dem beschreibenden Teil die einzelnen Namen der Tempel fast ausnahmslos anders lauten, als die hier im Filchnerschen Werke genannten tibetischen Ausdrücke. Das ganze Dkar·chag umfaßt 105 Blätter!

3. [Zu S. 30 bzw. Anm. 203:] Das Symbol gekreuzte Vajra's kommt heute nicht mehr auf den mongolischen Briefmarken vor, sondern war nur auf den Marken der 1. Ausgabe 1924/25 zu sehen. Es handelte sich dabei um die Werte zu 1, 2, 5, 10, 20 Cents sowie 1 Dollar. Inzwischen sind schon einige andere Ausgaben mit anderen Darstellungen [Wappen und Landschaften] erschienen.

4. [Zu S. 173:] Daß nicht einmal der Titel der-

1) Von Unkrig stammt auch die Ortsliste zu dem Kartenwerk der Expedition [Petermanns Mitteilungen, Erg.-H. 215].

2) Davon ist die Notiz zu Anm. 1198, daß Co·ne [statt Co·ni] die richtige Schreibung sei, hinfällig, weil Filchner das bereits auf S. 188 selbst sagt.

3) Ich umschreibe übrigens das Tibetische gern nach der Umschriftsmethode meines Lehrers August Hermann Francke, die zwar mit Recht wissenschaftlich angefochten wird, aber den sehr großen Vorteil hat, daß sehr wenig diakritische Zeichen benötigt werden.

jenigen Biographie Tsoń·kha·pa's, die von seinem Schüler Mkhas·grub·dge·legs·dpal·bzań verfaßt worden ist, bekannt sein soll, möchte ich doch bezweifeln. Ich kenne ihn zwar z. Z. nicht; aber in Waddells Verzeichnis [Imperial and Asiatic Quarterly Review, III. Series, 34, 1912] der während der britischen Mission unter Younghusband in Lhasa gesammelten tibetischen Werke, ist auch [S. 111] unter Nr. 408 dieses Buch erwähnt, und zwar ein Holzblockdruck von 70 Blättern, der unter der Signatur Th. 82 im Britischen Museum in London aufbewahrt ist. Der Titel muß dort in der Bibliothek also doch wohl verzeichnet sein.

5. [Zu S. 216 bzw. Anm. 911:] In „Dobdob", der Bezeichnung für die mit besonderer Körperkraft ausgestatteten Mönche, die deshalb auch als Aufseher, Wasserträger u. dgl. fungieren, steckt sicherlich „stobs·stobs" = kräftig [über Doppelung bes. der Adjektive s. Jäschke, Tib. Gramm., S. 25, Anm. 2 und Francke-Simons Addenda dazu, S. 121/22]. Das Cybikovsche „Döbda" und „Döbdaga" ist dann „stobs·bdag" und „stobs·bdag·pa" = einer, der Kraft besitzt. Auf Bild 123 in Filchners Buch ist übrigens bei einem dieser Wasserträger der breite Metallring am rechten Oberarm zu sehen, den auffälligerweise bei Rockhill [Land of the Lamas, S. 64 Abbildung] auch die dort sog. Gekor-Lamas tragen, die gleichfalls Aufseherdienste verrichten.

6. [Zu S. 222 bzw. Anm. 937:] Der Ausdruck „Wurzel-Lama" (*rtsa·bai·bla·ma*) ist schon vor Francke in den Missionsschriften der Herrnhuter Brüdergemeine gebraucht worden, so z. B. bei G. Heyde [Fünfzig Jahre unter Tibetern . . ., Herrnhut 1921], S. 47.

7. [Zu S. 342:] Die indische Schrift, an die sich Thon·mi·sam·bho·ṭa bei Gestaltung der tibetischen Schrift anlehnte, war nicht Vartula, sondern — wie A. H. Francke und Dr. Vogel [Epigraphia Indica, Vol. XI, p. 266] nachgewiesen haben — nordwestliche Gupta des 5.—7. Jahrhunderts.

8. [Zu S. 342 bzw. Anm. 1452:] Der Titel des von Bacot in Text und Übersetzung herausgegebenen Buches ist aber nicht derjenige des Originalwerkes Thon·mi·sam·bho·ṭa's, sondern der eines Kommentars zu dessen grammatischen Schriften. Freilich enthält der Kommentar den Text des Originalwerkes mit. Außerdem ist — wie aus der Bacotschen Ausgabe [S. 1] hervorgeht — dieser Kommentar erst weit nach Si·tu·rin·po·che, der im 17. Jahrhundert (!) lebte, geschrieben.

9. [Zu S. 347/48:] Die Snar·thang-Ausgabe des Bkā·'agyur hat natürlich einen Index. Im Schmidt-Böthlingkschen Verzeichnis bezieht sich darauf die Nr. 101. Dieser Indexband ist von I. J. Schmidt herausgegeben worden [Bkā·'agyur·gyi·dkar·chag oder der Index des Kandjur, St. Petersburg 1845].

10. [Zu S. 352 bzw. Anm. 1502:] In „Dagam", der Bezeichnung für den Mantel, den die Mönche bei gewissen Anlässen tragen, steckt nicht, wie Unkrig vermutet, „*grva*", sondern „*zla*" (also *zla·gam*); das wäre jedoch auch aus dem zitierten Buche von David-Neel: Initiations lamaïques [S. 144] zu ersehen gewesen. Im Lexikon von Chandra Das ist das Wort verzeichnet [S. 1099].

Schließlich möchte ich, bevor ich die Besprechung abschließe, noch bemerken, daß der Ausdruck „Tschö·ra" [= chos·grva], die Bezeichnung für den Hof, in dem die Disputationen und auch die religiösen Tänze stattfinden, mir als eine eigenartige Aussprache des schrifttibetischen chos·grva erscheint. Ob man dabei nicht doch mehr an „chos·ra" [von ra·ba = Hof] denkt?

Damit beende ich die Auswahl aus meinen Notizen, die ich mir bei der Durcharbeitung des Buches gemacht habe und zu denen auch manche Druckfehler und kleine Inkonsequenzen im Register gehören.

Betrachtet man das neue Werk Filchners im Ganzen, so ergibt sich, daß das Buch, zumindestens in dem Teil, der die tatsächlich bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Klosterbeschreibung (S. 25—170) enthält, für den Forscher durchaus unentbehrlich ist.

Kak, Ram Chandra: **Ancient Monuments of Kashmir.** With a Foreward by Sir Francis Younghusband and an Introduction by A. Foucher. London: The India Society 1933. (XVI, 172 S., LXXVII Taf.) gr. 8°. 25 s. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Der Verf. dieses erfreulichen Cicerone durch Kaschmir stammt selbst aus diesem Lande. Nach fünfjähriger Tätigkeit bei Sir John Marshall hat er zehn Jahre lang (1919—29) den Archaeological Survey in Kaschmir geleitet und die Sammlungen des Sri Pratap Singh Museums geordnet und katalogisiert. In der Einleitung berichtet er zunächst ganz kurz über Land und Leute, dann über die Quellen der kaschmirischen Geschichte (griechische, chinesische, arabische, kaschmirische) und schließlich über die politische Geschichte des Landes von Aśoka bis zu der heute noch bestehenden Dogra-Herrschaft. Mit einer Übersicht über die Architekturstile, die sich im Lande finden, wird dann zur Beschreibung der einzelnen Monumente übergeleitet, die der geographischen Lage folgt (in und um Srinagar, oberhalb und unterhalb). Neben der klaren und sachlichen Schilderung der bekannten Denkmäler sind von besonderem Interesse, weil auf die bisher ganz dunkle Kunstgeschichte der ersten nachchristlichen Jahrhunderte Licht werfend, die von dem Verf. bei Harvan ausgegrabenen Terrakottafliesen und die von ihm bei Ushkar gefundenen Köpfe aus Stuck. Während die Fliesen in ihren Pflanzen, Tier- und Menschendarstellungen auf die zentralasiatischen Eroberer hinweisen, zeigen die Ushkar-Köpfe die Verbindung nach Westen. Die zahlreichen guten Abbildungen ermöglichen dem Leser ein klares Urteil über die Bedeutung dieser wichtigen Funde.

Drabbe, P.: **Woordenboek der Fordaatsche Taal.** Bandoeng: A. C. Nix & Co. 1932. (III, 118 S.) 4° = Verhandel. van het Kon. Batav. Genootsch. van Kunsten en Wetensch. LXXI, 2.

— **Woordenboek der Jamdeensche Taal.** Ebda 1932. (III, 122 S.) 4° = Verhandel. van het Kon. Batav. Genootsch. van Kunsten en Wetensch. LXXI, 3.

— **Beknopte Spraakkunst en korte Woordenlijst der Slaroeëesche Taal.** Ebda 1932. (V, 32 S.) 4° = Verhandel. van het Kon. Batav. Genootsch. van Kunsten en Wetensch. LXXI, 4. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Mit diesen drei Veröffentlichungen setzt P. Drabbe seine Arbeiten über die Tanimbaresische Sprachgruppe (Timorlaut-Inseln) fort, nachdem er in den Verh. Kon.Bat.Gen. Deel LXVII, 1ste und 2de Stuk (1926) bereits die Sprachen der Inseln Fordata und Jamdena grammatisch behandelt hat. Die

beiden Wörterbücher sind von genau der gleichen Anlage; sie ermöglichen in vortrefflicher Weise ein vergleichendes Studium des tanimbares. Wortschatzes. Was übrigens die Namen der beiden Inseln angeht, so stimmt ihre europäische Bezeichnung nur teilweise mit der einheimischen überein; so nennen die Bewohner von Fordata selber ihre Insel *iaroe* ‚Meeresriff' und bezeichnen die Hauptinsel Jamdena als ‚*Jamden Timoer*' (*jamdena* ‚große Insel', *timoer* ‚Osten'), während sie unter *Jamdena* speziell die Insel Larat verstehen; auch die Bewohner von Jamdena nennen ihre Insel meist *Timoer* ‚Osten', während das Wort *jamndene* bei ihnen ‚Festland' bedeuten soll (in der Sprache von Slaroe wieder = ‚große Insel'). — Ein Mangel der Wörterbücher ist, daß die Namen von Tieren und Pflanzen vielfach ohne genauere Bestimmung einfach als ‚Art Baum, Vogel, Fisch' u. a. angegeben sind. — Die ‚Beknopte Spraakkunst' gibt auf 10 Seiten eine ganz knappe Grammatik der Sprache der südlich von Jamdena gelegenen Insel Slaroe (so von den Leuten von Fordata genannt, ähnlich *Sljaroe* von den Leuten von Jamdena, während die Eingeborenen selber ihre Insel *Ma-sljar* nennen), die sich durch bestimmte Lautabweichungen von den in viel zahlreicheren Fällen zusammengehenden Idiomen von Fordata und Jamdena unterscheidet. Die eigenartigsten Lauterscheinungen dürften der gelegentliche Ersatz von ursprüngl. *l* durch *s* (Ford. *lima* ‚Hand', ‚fünf', Jamd. *lime* ‚Hand', *lim* ‚fünf': Sl. *sima* ‚Hand', *sim* ‚fünf') sowie gewisse Metathesen sein, die in der Verbalflexion auftreten (vgl. *k-t-wabar* < **koe-tabar* ‚ich tanze' mit *kw-(< koe-)alak* ‚ich leugne'; *m-t-wabar* < **moe-tabar* ‚du tanzest' mit *mw-(< moe-)alak* ‚du leugnest'; *t-j-abar* < **i-tabar* ‚er tanzt' mit *j-(<i-)alak* ‚er leugnet' usw. — Im großen und ganzen stimmt die Grammatik mit der der übrigen tanimbar. Dialekte überein. — S. 11—32 bringt der Verf. eine kurze Wortliste der wichtigsten Wörter. Sie weisen im allgemeinen einen abgeschliffeneren Zustand auf als in den anderen Dialekten (vgl. jamd. *énoem*, Ford. *enoe*, Sl. *én* ‚trinken'; Ford. *teloe*, Sl. *tél* ‚drei' u. a.).

Wir können dem Verf. nur dankbar sein für die Bereicherung unserer Kenntnisse in den östlichen indonesischen Sprachen.

Ostasien.

Sirén, Osvald: **Histoire de la Peinture Chinoise.** Tome I: Des Origines à l'Époque Song. Paris: Les Editions d'Art et d'Histoire 1934. (X, 116 S. Text, 102 Taf.) 4° = Annales du Musée Guimet, Bibliothèque d'Art, Nouvelle Serie: IV. Histoire des Arts anciens de la Chine. Bespr. von L. Reidemeister, Berlin.

Eine Geschichte der chinesischen Malerei des ersten Jahrtausends, die sich darauf beschränken wollte, diese nur an Hand von Originalwerken berühmter Meister zu demonstrieren, würde nicht einmal ein schmales Heft ausmachen. Man könnte dann weiter die großen, klaffenden Lücken mit der schriftlichen Überlieferung Chinas füllen. Sirén geht in seiner neuen Geschichte der chinesischen Malerei, die in ihrem ersten Teil in einer selbständigeren Form im Rahmen seiner „Histoire des Arts anciens de la Chine" jetzt erschienen ist, entschlossen darüber hinaus, indem er bewußt an die Stelle des verlorengegangenen Originals die Kopie und an die Stelle der zerstörten Werke der chinesischen Kulturzentren den schwachen Abglanz provinzieller Grenzkunst treten läßt. Und so wie hohe Kunst mit naiver Volkskunst abwechselt, so bunt ist auch das Nebeneinander verschiedenster Techniken, der Rollbilder, Fresken und Steingravierungen. Neben den notwendigen Mängeln, die eine solche chronologische Aufreihung landschaftlich, technisch und qualitätsmäßig heterogener Dinge in sich birgt, hat sie den großen Vorzug, von einer Kunst, von der wir verhältnismäßig wenig besitzen, ein möglichst umfassendes Bild vermitteln zu können.

Das Resultat gibt dem Verfasser recht, denn wenn der Leser dort, wo die Kopie an Stelle des Originals steht, nachschaffend einsetzt, so gewinnt er tatsächlich den überzeugenden Eindruck, daß die chinesische Malerei des ersten Jahrtausends bereits alle Probleme bis zu einem gewissen Grade gelöst hat. Es hat sowohl das monumentale religiöse Wandbild geschaffen, wofür noch immer die Fresken des Hōryūji in Nara als wertvollste Dokumente zu gelten haben, wie das Portrait (Yen Li-pên, Li Chên), das Genrebild, das schon die Rolle des Ku K'ai-chih im British Museum in höchster Vollendung zeigt und das die T'ang-Periode und die Zeit der fünf Dynastien variiert und bereichert haben; und schließlich haben die letzten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends sogar schon die Landschaftsmalerei bis zu ihrer differenziertesten Form des reinen Tuschbildes hervorgebracht (Wang Wei, Kuan T'ung, Li Ch'êng, Tung Yüan). Wenn man dann noch bedenkt, daß auch das Historienbild schon seit der Han-Zeit existierte und die berühmtesten Tier- (Tai Sung, Han Kan) und Blumenmaler (Hsü Hsi) diesem ersten Jahrtausend angehören, so muß man gestehen, daß der späteren Malerei Chinas nicht mehr viel zu leisten übrig blieb. Auch insofern ist dieser Ausschnitt aus der Geschichte der chinesischen Malerei lehrreich.

Im übrigen muß man angesichts dieser sogenannten Frühwerke chinesischer Malerei als Europäer mit einiger Beschämung feststellen, daß der Chinese das mühevolle Ringen um künstlerische Probleme im Sinne des Abendlandes nicht kennt, sondern daß er das Problem meistert im Moment, wo er es angreift. — Man weiß, daß Sirén eine solche Materie unter Verwertung aller Spezialforschungen sehr klar und übersichtlich gestaltet.

Haushofer, Prof. Dr. Karl: **Japan und die Japaner.** Eine Landes- und Volkskunde. 2. Aufl. Leipzig: B. G. Teubner 1933. (VIII, 240 S., 28 Ktn., 29 Abb. auf 15 Taf.) 8°. RM 8 —; geb. RM 9.60. Bespr. von Hans Maier, Leipzig.

Diese begrüßenswerte Neuauflage ist gegenüber der 1923 (vor dem Erdbeben) erschienenen ersten Auflage im Text um fast die Hälfte, in der Ausstattung mit sehr lehrreichen Textkarten auf mehr als das Doppelte vermehrt und

durch prächtige Landschafts- und Kulturbilder glücklich erweitert worden. Die großen Erschütterungen und Spannungen, die das Inselreich in den zehn Jahren seit dem Erscheinen der Erstauflage bewegt haben, spiegeln sich in der unter Auswertung eines reichhaltigen Schrifttums geschaffenen Neugestaltung des Werkes, wobei es für die Urteilssicherheit des Verf. zeugt, daß er die Gesamtanlage des Textes und seine Beurteilung der neuesten Entwicklung nur wenig zu ändern brauchte. In fünf Hauptteilen werden die länder-, völker- und staatskundlichen, geschichtlichen, sozialen und wirtschaftsgeographischen Tatsachen eingehend dargestellt, wobei alle Seiten des japanischen Lebens, auch Weltanschauung, Literatur, Presse, Kunst, Familienwesen, Erziehung, Wehrkraft, Nationalcharakter usw., Berücksichtigung finden. Neu eingefügt sind namentlich die Abschnitte über Japans Seefischerei (S. 51ff., größtenteils auf der gleichbetitelten Dissertation von H. Schepers beruhend), über die Nachkriegsentwicklung vom großen Erdbeben bis zum Shanghai-Abenteuer (S. 172ff.) und über Vorhersagemöglichkeit der Weiterentwicklung (S. 217ff.).

Bedauerlich ist nur, daß der bekannte eigenwillige und schwerfällige Stil des Verf. mit gelegentlich mehrdeutiger Ausdrucksweise das Verständnis oft erschwert.

Afrikanistik.

Renisio, A.: Étude sur les Dialectes Berbères des Beni Iznassen, du Rif et des Senhaja de Srair. Grammaire, textes et lexique. Paris: Ernest Leroux 1932. (XII, 465 S., 1 Kte.) gr. 8°. = Publications de l'Institut des Hautes-Études Marocaines, Tome XXII. Bespr. von A. Klingenheben, Leipzig.

Die hier behandelten Dialekte gehören sämtlich zur nördlichen der drei Dialektgruppen der Berbersprachen Marokkos, zu der des Rifgebietes. Hier hat sich der Verf. besonders lange unter den Beni Iznassen aufgehalten und eine Fülle sprachlichen Materials gesammelt, das die Arbeiten seiner Vorgänger über das Rif-Berberische, wie die von R. Basset, Sarrionandia, Biarnay und Justinard, wesentlich erweitert und ergänzt.

Einleitend gibt der Verf. eine genaue Übersicht über die Gliederung der Stämme, von denen die von ihm behandelten Dialekte gesprochen werden. Der Hauptteil enthält dann eine Darstellung der Phonetik (= Lautlehre) und Grammatik, Texte mit Übersetzung sowie ein berberisch-französisches und ein französisch-berberisches Lexikon.

Als besonders wertvoll wird man die sorgfältig aufgezeichneten Texte bezeichnen müssen. Die meisten, Ethnologisches, Tierfabeln, Märchen, Erzählungen sowie Lieder und Sprichwörter umfassend, stammen von den Beni Iznassen. Der Rifdialekt im engeren Sinne sowie der Senhajadialekt sind durch prosaische und poetische Stücke von je vier Unterdialekten vertreten. Dieser umfangreiche Sprachstoff bot eine ausgezeichnete Grundlage für die klare und eingehende grammatische Darstellung, die der Verf. gibt.

Interessant ist hier S. 103 die Mischform des Interrogativums *mašm* „welcher" < berb. *man* „welcher" + marokk.-arab. *ašmen* „welcher". Ein „L'Euphémisme" überschriebener Absatz ist dem Ersatz von Ausdrücken, die man sich aus magischen Gründen, besonders morgens, auszusprechen scheut, durch harmlosere gewidmet (S. 47), ein Vorgang, der ja auch im Marokkanisch-Arabischen zu belegen ist. Das Berberische verwendet hiernach z. B. für „Geister" die ungefährliche Bezeichnung *imselmen* „Muhammedaner". Beachtenswert ist der Versuch des Verfassers, eine Reihe von Berberwörtern als aus kleineren Bestandteilen etymologisch zusammengesetzt zu erweisen (S. 43ff.), wenn hier auch noch einige Vorsicht am Platze ist, so wenn der Verf. meint, daß in einer Reihe von Wörtern ein auf *imi* „Mund" zurückgehendes Thema *m* stecke, das zu *b*, *f* oder gar zu *š* geworden wäre. Nicht ganz befriedigt die Definition einiger Laute in der Transkriptionstabelle auf S. 12, z. B. des zweiten *r*-Lautes oder der drei stimmlosen „linguo-palatalen Spiranten", zu denen noch eine vierte emphatische Abart tritt. Bedenken habe ich auch gegen die Definition von *h* als stimmhaftem Laut. Aber abgesehen von sólchen Unklarheiten verrät gerade die phonetische Seite des Buches eine recht gute Schulung des Verfassers, wie denn auch der die Lautlehre behandelnde Teil durch seine klare und verständnisvolle Gliederung der Erscheinungen von der Einsicht des Verfassers auch in diese Zusammenhänge zeugt.

Abraham, R. C.: The Grammar of Tiv. Kaduna: Government Printer 1933. (VIII, 97 und VI, 213 S.) gr. 8°. Bespr. von A. Klingenheben, Leipzig.

Die Tiv-Sprache wird in der Benue-Provinz Nigerias gesprochen. Von der Mission der holländischen reformierten Kirche zur Schriftsprache erhoben, hat sie in dem vorliegenden Buche zum erstenmal eine wissenschaftliche Darstellung gefunden. Dieses enthält auf den ersten 85 Seiten einen grammatischen Abriß, ferner 11 Seiten von der Mission stammende Texte, zum Teil mit Übersetzung und Anmerkungen, und auf den letzten 213 Seiten ein Wörterbuch.

Zu begrüßen ist die Absicht des Verf., die nur für die Praxis bestimmte Schreibung der Mission durch eine phonetische zu ersetzen. Allerdings kann aus seiner Beschreibung der phonetische Wert der Zeichen nicht immer einwandfrei erkannt werden. Das gilt besonders für die Vokale, die der Verf. leider nicht phonetisch definiert, sondern nur durch Vergleich mit englischen Vokalen erläutert. So möchte ich bezweifeln, daß das *e* des Tiv wirklich dem „vowel

as in English *fate*" entspricht, der doch, wenigstens in London, ein Diphthong ist (s. Introduction). Höchst unphonetisch ist ferner die sich auch hier (a. a. O.) wieder findende Beschreibung des velaren Nasals durch eine Angabe wie „The letter n becomes nasalised". Das gleiche gilt für den „final nasal n without g sound following, as in French *Mon*"! Seltsam ist, daß Verf. das stimmlose Gegenstück der Velarlabialis *gb* als *kb* (statt *kp*) gehört hat.

Den größten Raum in der Grammatik, 56 Seiten, nimmt die Darstellung des Verbums ein. Die Verhältnisse sind hier außerordentlich kompliziert. Verf. teilt die Verba ein in eine Reihe von morphologischen Klassen, und diese Klassen nehmen u. a. je nach ihrer grammatischen Funktion (Tempora usw.) oder ihrer Verbindung mit anderen sprachlichen Elementen bestimmte Töne und Tonfolgen an. Auch das Substantivum zerfällt in eine Anzahl morphologischer Kategorien, die — entsprechend dem z. B. in den Bantusprachen geübten Brauch — gleichfalls als Klassen bezeichnet werden, und zwar sind es hier 7 singularische, 1 kollektivische und 4 pluralische Klassen. Wie es nach der Vorrede scheint, hat dies den Verf. veranlaßt, das Tiv zu den Bantusprachen zu rechnen. Es empfiehlt sich aber beim Tiv wie bei den andern, im Sudan nicht seltenen Sprachen dieser Art lieber von sudanischen Klassensprachen zu sprechen im Unterschied von der engeren Gruppe der eigentlichen Bantusprachen, wenn sich auch im Tiv vereinzelt auffällige Anklänge an Bantuwurzeln finden wie *inyam* „Tier, Fleisch" und *inyon* „Vogel" (s. S. 57), vgl. auch die kollektive *ma*-Klasse des Tiv.

Mit Recht sagt der Verf. in der Vorrede: „The whole basis of the language rests on the tone system." Der Ton spielt hier vor allem als „grammatischer Ton" — im Unterschied z. B. vom „etymologischen" oder „wurzelhaften Ton" — eine Rolle, und es ist ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst des Verf., daß er dieser gerade hier augenscheinlich so besonders komplizierten Erscheinung mit so großem Fleiß nachgegangen ist. Zu bedauern ist, daß die Grammatik so wenig übersichtlich dargestellt ist, und leider wird die Übersicht noch weiter erschwert durch die recht ungeeignete Methode der Wiedergabe der Töne der Sprache mit den beschränkten drucktechnischen Mitteln der afrikanischen Druckerei. Nicht immer glücklich ist der Verf. auch in der Wahl der Termini für Formkategorien, die die europäische Grammatik nicht kennt, so wenn er Formen einer nahen Vergangenheit des Verbums Special Form A und B nennt.

Aber wenn so auch das Werk im einzelnen noch manches zu wünschen läßt, so ist es als Ganzes doch eine sehr verdienstvolle Leistung, mit der der Verf. — ganz abgesehen von dem Wert des Buches für die Praxis — die Afrikanistik wesentlich bereichert und vor neue Probleme gestellt hat.

Werner, Alice: **Myths and Legends of the Bantu.** London: George G. Harrap & Co. [1933]. (335 S., 32 Abb. a. Taf.) 8°. 15 s. Angez. von C. Meinhof, Hamburg.

Das Buch bietet eine vorzügliche Übersicht über die Mythen und mancherlei Erzählungen der Bantu unter möglichster Berücksichtigung der Varianten und ist mit den notwendigen Erklärungen versehen. 32 vortreffliche Illustrationen, Karte, Literaturangabe und Index erleichtern das Verständnis des Werkes, das mit feinem Sinn für afrikanische Art und Sprache geschrieben ist.

Neudrucke altindischer Werke.

Zusammengestellt von G. Weibgen, Berlin.

(Der Längsstrich an der linken Seite bedeutet, daß das betr. Werk noch nicht vollständig ist.)

Fortsetzung der in OLZ 1934, Sp. 62ff. erschienenen Liste.

Abhinavagupta: The Tantrāloka, with comm. by Rājānaka *Jayaratha*. Ed. by Paṇḍit *Madhusūdan* Kaul Shāstrī. Vol. 10. — Bombay 1933: 'Nirnaya Sagar' Pr. 8°

[Zur Śaivalehre. Bisher noch erschienen: Vol. 1. 1918. Vol. 2. 1921. Vol. 3. 1921. Vol. 4. 1922. Vol. 5. 1922. Vol. 6. 1922. Vol. 7. 1924. Vol. 8. 1926. Vol. 9 fehlt noch.]

(The Kashmir Series of Texts and Studies. 23. 28. 29. 30. 35. 36. 41. 47. 52.)

Amṛtacandra Sūri. — Purushartha-siddhyupaya [Puruṣārtha-siddhy-upāya. *Sanskrit u. engl.*] ⟨Jaina-pravachana-rahasya-kosha.⟩ By Shrimat Amrita Chandra Suri. Ed. with an introd., transl., and original commentaries in Engl. by *Ajit Prasada*. — Lucknow: Central Jaina Publ. House 1933. 49, 85, 4, III S. 4°

[Werk zur Jainalehre in Sanskritversen.]

(J. L. Jaina Memorial Series. 6.)

(The Sacred Books of the Jainas. 4.)

Bādarāyaṇa. — The Brahmasūtram ⟨Śrī-Nimbārka-bhāṣyam⟩. With the Vedānta Pārijāta Saurabha by Śrī *Nimbārkāchārya* and the Vedānta Kaustubha by Śrī *Śrīnivāsāchārya*. Ed. by Paṇḍit *Ḍhuṇḍhirāj* Śāstrī. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1932. 7, 436, 7 S. 8° (4°)

[Bādarāyaṇa's Brahmasūtras mit den Komm. d. Nimbārka u. seines Schülers Śrīnivāsa ācārya; Bhedābheda-Lehre.]

(Vedānta Section. 10.) (The Kashi-Sanskrit-Series ⟨Haridās Sanskrit Granthamālā⟩. 99.)

Bānabhaṭṭa: Harṣacaritam, prathama ucchvāsaḥ ... śrī-*Nanda-Kiśora*-Śarmaṇā Śāhityācāryeṇa nirmitayā Jayaśriyā vyākhyayā samalaṅkṛtam, tenaiva ca saṃśodhya sampāditam. — Banāras: Jayakṛṣṇadāsa, Haridāsa Gupta 1934. 2, 8, 2, 115 S. 8°

[Historischer Roman.]

(The Haridas Sanskrit Series. 29.)

Bhāskara Laugākṣi, Sohn d. Mudgala Bhaṭṭa. — Arthasaṃgrahaḥ [Arthasaṃgraha. *Sanskrit u. engl.*] ... Laugākṣi-Bhāskara-praṇītaḥ, *Rāmeśvara* (-Sadāśivendra-Sarasvatī-śiṣya-Śiva-yogi)-bhikṣu-kṛtā'rthasaṃgraha-kaumudī-sahitaḥ. Arthasamgraha of Laugākshi Bhāskara with the comm. of Rāmeshwara Bhikshu. A hand-book of Jaimini's ⟨Pūrva-mīmāmsā⟩ system. Critic. ed. and transl. by D. V. *Gokhale*. — Poona: Oriental Book Agency 1932. 2, 2, 141, 42, 17 S. 8°

Darśanavijaya Muni: Śrī-Paṭṭāvalī-samuccayaḥ. Bhāga 1. — Vīramgām ⟨Gujarāt⟩: Śrī-cāritra-smāraka-granthamālā 1933. 8° (4°)

[Sig v. Listen d. Vorsteher v. Jaina-Mönchsorden. T. 1.]

(Cāritra-smāraka-granthamālā. 22.)

Divākara Bhaṭṭa, Sohn d. Mahādeva Bhaṭṭa: Tithyarkaḥ [Dharmaśāstra-sudhānidhi, Ausz.] śrī-*Kṛṣṇapanta*-Śāstriṇā sampāditaḥ. — Kāśī: Acyutagranthamālā-kāryālaya 1989 [= 1932]. 17, 13, 300, 2 S. 8° (4°)

[Abschnitt aus D.'s Dharmaśāstra-sudhānidhi über d. lunaren Tage u. ihre Bedeutung f. d. Leben. Am Schluß eine Inhaltsangabe dieses Abschnittes in Śloken v. D.'s Sohn Vaijanātha.]

(Acyutagranthamālā. 8.)

Duḥkhabhañjana Kavi.—Vāg-vallabhaḥ, śrī Duḥkhabhañjana-Kavi viracitaḥ, tad-ātmajena ... śrī-*Devīprasāda*-Kavicakravarttinā kṛtayā Varavarṇiniṭikayā'laṃkṛtaḥ ... Gosvāmi-śrī-*Dāmodara*-Śāstri-

racitayā bhūmikayā sahitaḥ, Pāṇḍeya-paṇḍita-śrī-*Rāmatejaḥ*-Śarmaṇā śodhitaḥ. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1933. 11, 315, 23 S. 8° (4°)
[Metrik.] (Chhanda Section. 4.)
(The Kāshi-Sanskrit-Series ⟨Haridâs Sanskrit Granthamālā⟩. 100.)

Dyā Dviveda, Sohn des Lakṣmīdhara u. der Lakṣmī: Nīti-mañjarī sa-bhāṣyā, *Sītārāma* Jayarāma Jośī ity-etena bhūmikā-ṭippaṇi-pariśiṣṭādibhiḥ saṃyojya sampāditā. — Kāśyāṃ: Śāligrāma Śarman 1933. 2, 4, XLVIII, II, 348, 22 S. 8° (4°)
[Slg v. Sittensprüchen, erl. vornehmlich durch Legenden aus d. Veda unter Anführung d. entsprechenden Verse aus d. Ṛgveda.]

Gadādhara Bhaṭṭācārya: Vyutpattivādaḥ (śrī-*Lakṣmīnātha*-Jhā-Maithila-viracita-) Prakāśa (-vyākhyā)-sahitaḥ. — Banāras sīṭī: Jayakṛṣṇadāsa, Haridāsa Gupta 1933. 328, 6 S. 8° (4°)
[Etymol. Werk zur Begriffsbestimmung in d. Logik.]

Hari Śāstrin Bhāgavata: Chitraprabhā. A commentary on Haridīkshita's Laghuśabdaratna. Ed. with notes by Mahāmahopādhyāya Tātā *Subbarāya* Śāstrī. — Waltair: Andhra Univ. 1932. 7, 450 S. 8°(4°)
[Werk aus d. Kommentarliteratur zu Bhaṭṭoji's Grammatik Siddhāntakaumudī.]
(Andhra University Series. 6.)

Haribhadra Sūri. — Samarāicca-kahā ⟨First 2 chapters⟩. Siri-Haribhadda-Sūri-kayā Samarāicca-kahā ⟨Bhava-biyaṃ⟩ [Samarāicca-kahā, Ausz. *Prakrit u. engl.*] Ed. with introd., glossary . . . by M. C. *Modi*. 1. 2. — Ahmedabad: Gurjara-grantha-ratna-kāryālaya 1933. 8°
[Jainaroman in Prakrit; Prosa u. Vers.]
(Prākṛta Granthamālā Series. 2.)

Harṣavardhana, Sohn d. Śrīvardhana: Liṅgānuśāsana with the comm. Sarvalakṣaṇā by *Pṛthivīśvara*. Critic. ed. from original mss, and with an introd., indices and app. by Paṇḍit V. *Venkatarama* Sharma, Vidyābhūṣaṇa. — Madras: Univ. 1930(-31). XXXXII, 138 S. 8° (4°)
[Zur Genuslehre d. ind. Grammatik. Im Anhang 3 weitere Texte zum gleichen Gegenstand v. Pāṇini (Liṅgānuśāsana), Śākaṭāyana (Liṅgānuśāsana) u. Vararuci (Liṅgaviśeṣavidhi).]
(Madras University Sanskrit Series. 4.)

Hemacandra. — Syādvāda-mañjarī śrī-*Malliṣeṇa*-Sūri-praṇītā śrī-Hemacandra-Sūri-nirmitā' nyayoga-vyavaccheda-dvātriṃśikā-stavana [Vītarāga-stuti]-ṭīkā-rūpā . . . *Ānandaśaṅkara*-Bāpubhāī-Dhruva-Śarmaṇā saṃśodhitā upodghāta-vivaraṇa-pariśiṣṭādi-parikaraiḥ prasādhya ca sampāditā. — Poona: Bhandarkar Oriental Research Inst. 1933. CXXV, 180, 379, 84 S. 8° (4°)
[Hemacandra's Vītarāga-stuti, e. Hymnus auf Mahāvīra u. e. kurze Darstellung d. Jainareligion, mit d. selbständigen philos. Komm. des Malliṣeṇa.]
(Bombay Sanskrit and Prakrit Series. 83.)

Jagadīśa Tarkālaṃkāra: The Siddhāntalakṣaṇam [Jāgadīśī, Ausz.] With the Gaṅgā comm. & notes called Kroḍapatra-saṅgraha by Nyāyāchārya Paṇḍit Śrī *Śivadatta* Miśra. Ed. by Paṇḍit *Dhuṇḍhirāja* Śāstrin. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1933. 188, 10, 2 S. 8° (4°)
[Das 6. Kap. aus d. Abschnitt Vyāptivāda d. Jāgadīśī, e. Kommentarwerk aus d. Gebiet d. ind. Logik.]
(Nyāya Section. 14.) (The Kāshi Sanskrit Series ⟨Haridās Sanskrit Granthamālā⟩. 101.)

Jinavijaya Muni: Kharatara-gaccha-paṭṭāvalī-saṃgraha. — Kalkattā: Pūraṇcand Nāhar 1932. 4, 56, 12 S. 8° (4°)
[3 Listen v. Vorstehern des Kharatara-gaccha, e. Jaina-Mönchsordens d. Śvetāmbaras.]

Kātyāyana: Katyayan Srauta Sutra with *Devayājñika* Paddhati. Ed. by *Vidyādhara* Śarmā. Fasc. 1. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1933. 8° (4°)
[Vorschriften über d. Abhaltung d. Opfer; Ritualwerk zum weißen Yajurveda.]
(Chowkhambā Sanskrit Series. 415.)

Lakṣmaṇa Deśikendra. — Śrī-śrī-Śāradā-tilaka-tantram śrī-Lakṣmaṇa-Deśikendra-praṇītam, *Rāghava*-Bhaṭṭa-kṛta-Padārthādarśā'bhidha-ṭīkā-sametam; śrī-Arthāra-Evelanena [d. i. Sir John *Woodroffe*] pravarttitaṃ paryavekṣitañ ca. P. 1. 2. — Calcutta: Sanskrit Pr. Depository; London: Luzac in Komm. 1933. 70, 22, 920, 32 S. 4°
(Tantrik Texts. 16. 17.)

Mādhava Bhaṭṭa, Veṅkaṭārya-sūnu: The Ṛgvedānukramaṇī. Ed. by C. *Kunhan* Raja. — Madras: Univ. 1931-32. XXVIII, 68, 93, CLXIV S. 8° (4°)
[Die Kārikās aus M.'s Ṛgveda-Kommentar.]
(Madras University Sanskrit Series. 2.)

Mādhava Śāstrin Bhāṇḍārin. — Kāvya-sārasaṃgrahaḥ . . . śrī-yuta-Mādhava-Bhāṇḍāri-mahodayena saṃśodhitaḥ pariṣkṛtaś ca. — [Lahore]: Motīlāla Banārasī-dāsa 1929. 11, 316 S. 8°
[Ausgew. Stücke aus d. indischen Kunstpoesie u. d. Epos.]

Maṇḍana Miśra: The Sphoṭasiddhi with the Gopālikā of Ṛṣi-putra *Parameśvara*. Ed. by S. K. *Rāmanātha* Śāstrī. — Madras: Univ. 1931. VI, XXIV, 266, 37 S. 8°
[Zur ind. Sprachphilosophie.]
(Madras University Sanskrit Series. 6.)

Murāri Miśra, Mīmāṃsaka: Tripāda-nīti-nayanam. Sampādakaḥ prakāśakaś ca Oṅkārātmajo *Hariśaṅkara* Śāstrī. — Naḍiyād, ⟨Gujarāt⟩: Shri Piyush Patrika Karyalaya 1932. 46 S. 8° (4°)
[Mīmāṃsā-Philosophie.]

Nanda Paṇḍita Dharmādhikārin, Sohn d. Rāma Paṇḍita: Śrāddha-kalpa-latā . . . paṇḍita-śrī-*Lakṣmīdhara*-Panta-Dharmādhikāriṇā saṃśodhitā. Fasc. 1. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1933. 8° (4°)
[Über Totenriten.]
(Chowkhambā Sanskrit Series. 416.)

Nārāyaṇa Bhaṭṭa, Keraḷa. — Mānameyodaya. [*Sanskrit u. engl.*] An elementary treatise on the Mīmāṃsā by Nārāyaṇa (Bhaṭṭa Keraḷa [u.] *Nārāyaṇa* Paṇḍita, Schüler d. Kṛṣṇa). Ed. with an Engl. transl. by C. *Kunhan Raja* and S. S. *Suryanarayana* Sastri. With a forew. by S. Kuppuswami Sastri. — Adyar, Madras: Theosoph. Publ. House 1933. LI, 349 S. 8° (4°)
([The T. P. H. Oriental Series.])

Nārāyaṇa Śāstrin Khiste: The Alaṅkāra-sāramañjarī with Sanskrit text and Hindi comm. Ed. by Śrī *Narahari* Śāstrī Thatte. — Benares: Jai Krishnadās, Haridās Gupta 1933. 2, 55 S. 8°
[Poetik. Die Begriffsbestimmungen d. einzelnen Alaṅkāras sind dem Candrāloka d. Jayadeva Piyūṣavarṣa u. dem Sāhityadarpaṇa d. Viśvanātha entnommen.]
(The Haridas Sanskrit Series. 24 [vielm. 27].)

Nīlakaṇṭha Jyotirvid, Sohn d. Ananta. — The Tājika-Nīlakaṇṭhī by Nīlakaṇṭha Daivajña. With a comm. by *Viśvanātha* Daivajña. Ed. with explanatory notes on the mathematical portion by Jyautiṣāchārya Śrī *Sītārām* Jhā. — Benares: Śrī Hari Krishna Nibandh Bhawan 1930. 4, 164 S. 8°
[Astrologisches Werk, auf persisch-arabischen Quellen beruhend, sogen. tājika.]
(Harikṛṣṇa-nibandha-maṇi-mālā. 9.)

Nityānanda Parvatīya: The Saṃskāra-dīpaka. Ed. by *Gopaldatta* Pandeya. 1—[3.] — 1. 2: Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1932—34, 3:

Benares 1979 [= 1923]: Vidyāvilāsa-yantra. 8° (4°) 1. Bhāga 1. 2. saṃsk. 1932. 2. Bhāga 2. 2. saṃsk. 1934. [3.] Nityānanda: Pariśiṣṭa-dīpaka, Ergänzung z. Saṃskāradīpaka. 1923.

[Über häusliche Riten. 1. 2 in 2. Ausg.]

(Karmakāṇḍa Section. 8.) (The Kashi Sanskrit Series ⟨Haridās Sanskrit granthamālā⟩. 95.)

Abschluß für: OLZ 1933, 7, Sp. 463.

Praṇavakalpa. — The Praṇavakalpa from Śrī Skandapurāṇa. With the comm. Praṇavakalpaprakāśa Praṇava Bhāshya by Pandit *Gangādharendra* Sarasvatī. Ed. by Pandit *Dhundhirāja* Śāstrī. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1933. 3, 3, 85 S. 8° (4°)

[Über d. heilige Silbe Om u. d. dazugehörigen Zeremonien.]

(Chowkhambā Sanskrit Series. 72 = 418.)

Raghunātha Śāstrin Parvate. — Śāṃkara-pādabhūṣaṇam. Tatra prathamo (dvitīyo) bhāgaḥ *Śaṃkaraśāstrī* [Raṅganāthabhaṭṭa] Mārulakara, *Digambaraśāstrī* [Nāgeśabhaṭṭa] Kāśikara ity etābhyāṃ saṃśodhitaṣ ṭippaṇyādināʻlaṃkṛtaś ca. [In 2 Bdn.] — Puṇyākhyapattane: V. G. Āpṭe 1932—33. 8, 12, 741, 17, 4, 47, 4 S. 8° (4°)

[Vedântawerk aus d. Gebiet d. Komm.-Literatur zu Bādarāyaṇa's Brahmasūtras im Anschluß an Śaṃkara ācārya's Komm.]

(Ānandāśrama-saṃskṛta-granthāvali. 101.)

Abschluß für: OLZ 1933, 7, Sp. 463.

Ṛgveda. — Tilak Maharashtra University. Vaidic Samshodhan Mandal ⟨Vedic Research Inst.⟩ Ṛgveda-Samhitā with the commentary of *Sāyaṇāchārya*. Vol. 1. Mandal 1. — Poona: Vaidic Samshodhan Mandal 1933. 4°

[Leiter d. Editorial Board für diese neue Ausgabe ist V. K. Rajwade.]

Sāyaṇa ācārya. — The Veda-bhāṣya-bhūmikāsaṃgraha ⟨A collection of all available Sāyaṇa's introductions to his Vedic commentaries⟩. Ed. with introd., notes and app. by Pandit *Baladeva* Upadhyaya. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1934. 6, XXXII, 142, 32 S. 8° (4°)

[Einleitungen zu d. Kommentaren zur Taittirīya-saṃhitā, Ṛgveda-saṃhitā, Sāmaveda-saṃhitā, Kāṇva-saṃhitā, weißer Yajurveda, u. zum Atharvaveda.]

(Veda Section. 5.) (The Kashi Sanskrit Series ⟨Haridās Sanskrit Granthamālā⟩. 102.)

Tripurā-rahasya. — The Tripurā-rahasya ⟨Māhātmya-khaṇḍa⟩. Ed. by Pandit Śrī *Mukunda* Lāla Śāstrī, with introd. and contents of each chapter by Śrī *Nārāyaṇa* Śāstrī Khiste. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1932. 4, 48, 563 S. 8° (4°)

[Werk zur Śākta-lehre. Die Ausg. bringt d. ersten Abschnitt.]

(Purāṇa Itihāsa Section. 1.) (The Kashi Sanskrit Series ⟨Haridās Sanskrit Granthamāla⟩. 92.)

Udbhaṭa: Kāvyālaṅkāra-sāra-saṅgraha. With the 'Vivṛti' (Udbhaṭālaṃkāra-vivṛti Verf.: *Tilaka* Rājānaka). Critic. ed. with introd. and indexes by K. S. *Ramaswami* Sastri Siromani. — Baroda: Oriental Inst. 1931. 48, 62 S. 8° (4°)

[Poetik. Den mit veröffentlichten Kommentar setzt d. Hrsg. gleich mit dem Udbhaṭa-viveka d. Tilaka, 11. Jh.]

(Gaekwad's Oriental Series. 55.)

Vācaspati Miśra, Schüler des Mārtaṇḍatilaka Svāmin. — The Bhāmatī [*Sanskrit u. engl.*] of Vācaspati on Śaṅkara's Brahmasūtrabhāṣya ⟨Catussūtrī⟩. Ed. with an English transl. by S. S. *Suryanarayana* Sastri and C. *Kunhan* Raja. With a forew. by S. Radhakrishnan. — Adyar, Madras: Theosoph. Publ. House 1933. LXXIV S., 245 Doppel-S., S. 246—318. 8° (4°)

(The T. P. H. Oriental Series.)

Viśākhadatta. — Mahā-kavi-śrī-Viśākhadattapraṇītaṃ Mudrārākṣasam [*Sanskrit u. engl.*] Mudrārākshasa or The signet ring. A Sanskrit drama in 7 acts by Visakhadatta. Critic. ed. with copious notes, transl., introd. and app., indexes etc. by K. H. Dhruva [*Keśava* Harṣada Dhruva]. 3d ed. enl. — Poona: Oriental Book Agency [um 1930]. XXVIII, 280 S. 8° (4°)

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

L'Acropole 8 1933:

1 26—38 Le Mont Athos. E. P. B.

Acta Orientalia 10 1932:

3 161—275 S. Mowinckel, Die Chronologie der israelitischen und jüdischen Könige (geht wie Lewy und Begrich von den Synchronismen im Königsbuch aus, sucht aber — eine Reihe von Vorfragen und Einzelheiten anders beurteilend und als festen Ansatzpunkt das durch assyrischen Synchronismus gesicherte Antrittsjahr des Ḥizkija 715/4 benützend — eine Reihe von Schwächen in deren Versuchen mit Erfolg zu vermeiden). — 278—93 V. Minorsky, Les études historiques et géographiques sur la Perse depuis 1900. — 294—7 K. Hadank, W. Ivanow als Berichterstatter. Einige Worte der Abwehr und Aufklärung (gegen AO. VIII, 45—61). — 298—301 St. Konow, Note on the Buddha's *jālalakṣaṇa* (bedeutet doch wohl die Eigenschaft, daß die Finger durch eine Membrane verbunden sind, was dem Volksglauben als Vorzeichen künftiger Größe gilt).

4 304—25 W. Caland, Notes on the Kauṣītakibrāhmaṇa (Verbesserungen zu der englischen Übersetzung von B. Keith). — 326—35 J. Gonda, Etymologica (Die Sanskrit-Wörter *lavaṅga* „Gewürznelke", *laśuna* „Lauch", *śalākā* „Halm", *marīca* „Pfeffer" werden als Lehnwörter aus den indonesischen, austroasiatischen, Mon-Khmer-Sprachen erklärt). — 336—63 O. G. von Wesendonk, Bardesanes und Mani (der Hauptteil der Arbeit ist der Untersuchung der Persönlichkeit und Lehre des Bardesanes gewidmet, worauf die Verwandtschaft mit Mani vorwiegend aus den gleichen geistigen Grundlagen abgeleitet, besonders aber die aus der Individualität Manis entspringende Verschiedenheit betont wird). — 364—71 A. J. Bernet Kempers, Note on an ancient sculpture from Amarāvati(gedeutet — abweichend von den bisherigen Erklärungen — als „the Cycle of the Great Renunciation" und zwar als ältestes Beispiel einer solchen Darstellung). — 372—9 H. Lommel, Eine arische Form magischer Gottesanrufung (Beschwörung durch vollständige Nennung der möglichen Aufenthalte der Gottheit nachgewiesen im Awesta wie im Veda).

11 1933:

1/2 1—133 E. Obermiller, The Doctrine of Prajñāpāramitā as exposed in the Abhisamayālaṃkāra of Maitreya (I Review of the Literature connected with the Abhisamayālaṃkāra; II The Path and its Varieties; III Other Classifications. The eight Hīnayānistic Stages and the ten Stages of the Bodhisattva; IV The eight principal Subjects and the seventy Topics of the A.; V The concordance of the Degrees of the Path with the Subjects of the A.; VI The author of the A. and his System. — Index of Technical Terms and Expressions. Sanskrit-Tibetan). — 134—9 H. Lommel, Auslegung von Vedastellen (RV. 4, 54, 2; RV. 2, 38, 8). — 140—70 N. D. Miro-

nov, Aryan Vestiges in the Near East of the Second Millenary b. C. (Verf. untersucht vom indologischen Standpunkt aus das Material an Namen und Wörtern, das auf arischen Einschlag hinweist: I The Kassites; II The Hyksos: der Ertrag ist bescheiden; Ref. hat den Eindruck, daß die neuen Erklärungen vielfach einleuchtend sind unter der Voraussetzung, daß es sich wirklich um arische Namen und Wörter handelt, vgl. den Hyksosnamen Βνών mit iran. Vonones —, daß aber diese Voraussetzung meist nicht gesichert ist).

3 171—217 N. D. Mironow, Forts. von S. 141—170 (III Palestine and Syria — Amarna Letters —; IV The Mitanni: das reichere Material erlaubt sprachliche Prüfung: Verf. stellt ein stärkeres indisches Element in der herrschenden Klasse und ein schwächeres iranisches fest. — V The Hittites: die indischen Sprachelemente bei den Hethitern sind alt, gehören aber nicht den ältesten Schichten der vedischen Sprache an). — 218—59 J. Gonda, Einige Mitteilungen über das altjavanische Brahmāṇḍa Purāṇa.

4 267—92 S. Mowinckel, Die Komposition des Jesajabuches Kap. 1—39 (Jesaja selbst hat 733 die Sammlung seiner Worte A = 6_1—8_{22} aufzeichnen lassen; nach 701 hat ein Jünger die Aussagen B = 1_{1-31} zusammengestellt; etwa um 640 wurde die Hauptmasse der Weissagungen C = $2_{1.6-22}$, 3, 4_1, 5_{1-7}, 9_{7-20}, 5_{25-30}, 10_{1-4}, 5_{8-24}, 10_{5-34}, 11_{1-9}; 14_{25-27}, 17, 18, 20, 22, 28_{1-4}, $7_{1-13.\ 14-22.\ 23-29}$, 29, $_{1-8.\ 9-16}$, $30_{1-17.\ 27-33}$, 31, 32 vereinigt. Dann wurde zunächst B und C zusammengestellt und zuletzt A eingeschoben. Das so redigierte Buch wird mit 34 und 35 abgeschlossen und noch später werden 36—39 nachgetragen). — 293—333 J. Scheftelowitz, Die Mithra-Religion der Indoskythen und ihre Beziehung zum Saura- und Mithras-Kult (die in Indien eingedrungenen — im übrigen zoroastrischen Saken verehrten Mithra als unbesiegbaren Sonnengott, so daß er mit Ahuramazda identifiziert wurde; in Indien geriet der Mithra-Sonnenkult unter hinduistische und buddhistische Einflüsse, nahm rein monotheistischen Charakter an, behielt aber stets seine iranische Eigenart; seine leitenden Gedanken stimmen mit dem Mithras-Kult des Abendlands überein, der sich wohl auch von den Saken aus nach Westen verbreitet hat). — 334—54 E. Obermiller, Additional Indices to The Doctrine of Prajñā-pāramitā as exposed in the Abhisamayālaṃkāra of Maitreya. R. H.

12 1933/34

1 1—5 J. Pedersen, Frants Buhl. — 6—12 A. Christensen, L'Iran ancien. Nouvelles recherches (betr. Herzfeld, Archäologische Mitteilungen aus Iran). — 13—24 St. Konow, The Arapacana alphabet and the Sakas. — 25—36 R. Fruin, Zwei chronographische Probleme (Ammeres Aithiops, der erste König der 26. Dynastie des Manetho nach der Redaktion des Eusebios. Die auf den Münzen der römischen Statthalter Bithyniens Carbo und Pansa vorkommende Ära). — 37—70 F. W. Thomas, Some Notes on the Kharoṣṭhī Documents from Chinese Turkestan. — 71—9 St. N. Wolfenden, A Specimen of the Sāngpāng Dialect.

2 81—90 H. Birkeland, Drei Bemerkungen zu den Elephantine-Papyri 1—3 [ed. Sachau] (Zu 1, 1f.: שלם מראן אלה שמיא וישאל שגיא בכל עדן; Zu 1, 23f.: חזי בעלי טבתך; Zum politischen Hintergrund des Briefwechsels). — 91—110 P. Kahle, Eine islamische Quelle über China um 1500 (Das ḫiṭāynāme des ʿAlī Ekber). — 111—5 A. Christensen, Nouvelles recherches sur les dialectes iraniens. — 116—25 B. Ch. Shastri, Identification of a Relief belonging to the Gupta-Temple of Deogaṛh (Nara und Nārāyaṇa als Büßer im Himalayagebirge). — 126—32 W. F. Stutterheim, A Newly Discovered Pre-Nāgarī Inscription on Bali. — 133—5 F. M. Schnitger, The names of the Javanese king Jayanagara. — 136—41 St. Konow, Roruka and Chinese Turkestan. — *A. J. Wensinck, The Muslim Creed (J. L. Palache). — *Th. Bauer, Die Ostkanaanäer (S. Mowinckel). — *A. Wendel, Das freie Laiengebet im vorexilischen Israel (ders.). — *N. Glueck, Das Wort ḥesed im alttestamentlichen Sprachgebrauche (ders.). — *K. Hj. Fahlgren, ṣedāḳā, nahestehende und entgegengesetzte Begriffe im Alten Testament (ders.).

R. Paret.

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures 6 1933:

3 (July) 241—58 P. Ryckmans, Démographie congolaise (Vergleiche zwischen der Bevölkerungsstatistik der Kolonie und des belgischen Mutterlandes). — 259—76 M. Hunter, The Effects of Contact with Europeans on the Status of Pondo Women (frühere und jetzige Stellung der Frau bei den Pondo an der Südgrenze des Zululandes). — 277—311 E. M. von Hornbostel, The Ethnology of African Sound-Instruments (Forts.; Gruppierungsversuch und systematische Übersicht). — 312—6 R. C. Northcote, The Evolution of Tribal Control (bezieht sich auf die Nyamwezi in Ostafrika). — 317—22 K. J. Dickens, Orthography in the Gold Coast. — 323—8 A. F. Bull, Asu (Pare) Proverbs and Songs (Asu-Texte aus Ostafrika mit englischer Übersetzung).

4 (October) 369—401 E. E. Evans-Pritchard, Zande Blood-Brotherhood (die Zeremonie und ihre Bedeutung).—402—14 I. Schapera, The Bakxatla Baxakxafêla (vorläufiger Bericht über 5 ethnographische Forschungsreisen zu diesem zur Sotho-Gruppe gehörenden Bantu-Volk im Bechuanaland). — 415—30 M. Perham, The Census of Nigeria, 1931. — 431—55 W. Blohm, Die christliche Familiengemeinschaft im Xosa-Volkstum, Beobachtungen in Ost-Südafrika (Verschiedenheit der bantuischen und christlichen Eheauffassung und die sich daraus ergebenden Probleme). — 456—71 R. S. Rattray, The African Child in Proverb, Folklore, and Fact (aus verschiedenen Gebieten Afrikas). — Notes and News (J. Lukas, Sprachstudien im Tschadsee-Gebiet, Nigerien; Mitteilungen über die Ziele und die vorläufigen Ergebnisse der linguistischen Expedition in das nördliche Nigerien. — J. W. Hubbard, The Linguistic Situation in the Western Parts of the Niger Delta. — F. Brownlee, Payment of Dowry in Fingoland).

A. Klingenheben.

Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde 71 1931:

3/4 439—529 Alb. C. Kruyt, Het hondenoffer in Midden-Celebes. — 530—622 W. Dunnebier, Verloven en trouwen in Bolaäng Mongondow (Text, Übersetzung und Anmerkungen). — 623—62 K. A. H. Hidding, De beteekenis van de Kekajon (Kekajon, die Berg- und Baumfigur des javanischen Wajang). — 663—83 F. D. K. Bosch en C. C. F. M. Le Roux, Wat te Parijs verloren ging (die Verluste des Museums der Bataviaasch Genootschap beim Brand des niederländischen Pavillions auf der Pariser Kolonialausstellung). — 684—8 H. Geurtjens, Vreedzame indringing (Einfluß der Marindanim Niederländisch Neuguineas auf die benachbarten Stämme). — 689—91 G. Booberg, De grondanalyse in dienst der archaeologie. — 692—4 P. V. van Stein Callenfels, Nog enkele Oud-Javaansche sterrenbeelden terecht

gebracht. — 695—712 R. Goris, Bali als arbeidsveld voor wetenschappelijk werk.

72 1932:

1 1—12 C. C. F. M. Le Roux, Goethe, Eerelid van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — 13—102 Alb. C. Kruyt, Banggaische studien. I. Huwelijk en geboorte in den Banggai-Archipel. II. De Cosmos der Banggaiers. III. Raadsels in den Banggai-Archipel en in Balantak. — 103—7 W. F. Stutterheim, Twee oudjavaansche gouden sierplaten uit het Koloniaal Instituut. — 108—12 E. H. B. Brascamp, Houtleveranties onder de O. I. Compagnie. — 113—34 *T. van Erp, Beschrijving van Barabudur. II. Bouwkundige beschrijving (F. D. K. Bosch).

2 151—214 R. Ng. Poerbatjaraka, Het Oud-Javaansche Rāmāyaṇa. — 215—313 Th. Pigeaud, Aanteekeningen betreffende den Javaanschen Oosthoek. I. De Babad Tawangaloen, inleiding en aanteekeningen. II. Volksvertooningen met dans. III. Voorstellingen met de Wajang van Boejoet Takoel. — 314—27 K. A. Nilakanta Sastri, A Tamil merchant-guild in Sumatra (im 11. Jahrhundert). — 328—90 Alb. C. Kruyt, Balantaksche studien. Iets over Balantak en zijne bewoners. De geestenwereld der Mian Balantak (Balantak ist eine Landschaft in Ost-Celebes). — 391—9 W. Fruin-Mees, Winrick Kieft en zijn rapport over zijn gezantschap naar Mataram in 1655. — 400—6 C. C. F. M. Le Roux, Een ethnographicum met Christelijke voorstellingen.

3 415—595 Alb. C. Kruyt, De tol in den Indischen Archipel. — 596—617 J. Gonda, Het verraad van Śalya in het Bhārata-Yuddha. — 618—25 W. F. Stutterheim und Poerbatjaraka, Was Sindok in een vorstendynastie ingehuwd? — 626—35 C. W. P. de Bie, Verslag van de ontgraving der steenen kamers in de doesoen Tandjoeng Ara, Pasemah-Hoogvlakte (prähistorische Steinkistengräber mit bemalten Wänden). — 636—44 L. Onvlee, Mededeelingen aangaande mijn arbeid gedurende de periode 1 Jan.—30. Juni 1931 (Bericht über Sumba, Alor, Kisar). — 655—91 *T. van Erp, Barabudur-Monographie. II. Bouwkundige beschrijving (P. J. Willekes Macdonald).

4 693—714 H. J. Eggink, Iets over kinderspelen in Mandailing. — 715—26 W. F. Stutterheim, Een bijzettingsbeeld van Koning Kṛtanagara in Berlijn? — 727—41 Alb. C. Kruyt, De zwaarte kunst in den Banggai-Archipel en in Balantak. — 742—58 C. C. F. M. Le Roux, De onuitroeibare Stephens-Eilanden. — 759—66 A. Bikker, Een en ander over het ontstaan der districten in de Onderafdeeling Boven-Binoeang en Pitoe-Oeloena-Saloe, Mamasa. — 767—70 Poerbatjaraka, "Het verraad van Śalya".

73 1933:

1 1—56 R. A. M. Bergman, Jan Pieterszoon Coen, een psychographie, bijdrage tot de leer der constitutietypen. — 57—95 Alb. C. Kruyt, Van leven en sterven in Balantak (Oostarm van Celebes). — 96—101 W. F. Stutterheim, Inscriptie op een zuiltje van Papringan (Śaka 804 datierte Stiftungsurkunde). — 102—4 W. F. Stutterheim, Een beschreven koperplat uit Zuid-Kediri. — 105—22 Paul Wirz, Head-hunting expeditions of the Tugeri into the Western Division of British New Guinea.

R. H.-G.

Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 69 1933:

2 73—8 G. A. Reisner and M. B. Reisner, Inscribed monuments from Gebel Barkal. Part 3. The Stela of Sety I (mit 1 Taf. u. 1 Plan, sehr zerstörte Inschr. vom 11. Jahre). — 78—94 Herbert Senk, Vom perspektivischen Gehalt in der ägyptischen Flachbildnerei (mit Taf. Schäfers Grundsatz von der alleinigen Geradansichtigkeit-Vorstelligkeit der äg. Flachbildnerei und seine Ablehnung der grundsätzlichen Bedeutung mancher perspektivischen Ansätze wird dahin umgestellt, daß Geradansichtigkeit und Perspektivität nebeneinander in wechselseitiger Beziehung bestehen). — 94—7 M. Pieper, Ägyptische Kunst und Vorderasien (Zum Knielaufmotiv: ein Berliner Skarabäus der Hyksoszeit datiert die ganze Gruppe dieser vorderasiat. Darstellungen und bestätigt die nordsyr. Heimat der Hyksos, durch die vorderasiat. Motive in die äg. Kunst gelangt sind, ein Vorgang, der sich sonst zumeist in umgekehrter Richtung abgespielt hat, vgl. Sphinx, Greif, Löwengreif. Durch die Hyksos kommen Gottheiten in Vorderansicht auf Skarabäen auf, die schon zu offiziellen Siegeln gewordenen Skarabäen erhalten teilweise wieder Amulettcharakter, so der falkenköpfige Gott mit Blumen in der Hand, vielleicht = Adonis?). — 98—102 Fr. W. v. Bissing, Gefäßmodell aus Leontopolis (mit 6 Abb.). — 103—4 H. Sponsheimer, Frühgriechische Parallele zu ägyptischer Zeichenweise (mit 2 Abb. Wiedergabe der Köpfe zweier Tiere, die als Mumien- bzw. Schildbelag flach aufliegen, als wären sie rundplastisch). — 104—6 H. Ranke, Eine alte Anspielung auf den Mythus von Horus und Seth (Sethe Pyr. 126—130 enthält wohl eine Andeutung auf das *mtwt* des Horus, das Seth zurückweist). — 106—12 Walther Wolf, Zur zweiten Auflage von Ermans neuägyptischer Grammatik („Die Frucht einer erstmaligen Durcharbeitung"). — 112—7 Walter Till, Der Irrealis im Neuägyptischen (Der Vordersatz enthält meist keinen Hinweis auf die Irrealität, der Hauptsatz wird mit eingeleitet und steht im Präs. II, Fut. III oder der Umschreibung mit . Ist der Vordersatz ein unerfüllter Wunsch, so enthält der Nachsatz keinen Hinweis auf die Irrealität). — 117—22 Kurt Sethe, Ein demotischer Prozeßeid [Ostrakon d. Sächs. Landesbibliothek in Dresden] (Der Gatte der Vereidigten hat in ihre Hand geschworen, d. h. der Eideshelfer schwört nicht in die Hand des Beamten, der den Eid abnimmt, sondern in die Hand der Beklagten). — 123—5 William F. Edgerton, Demotic writings of ⲩⲡⲁⲧⲉ-. — 125—9 Hans Jakob Polotsky, Zur koptischen Lautlehre II. Zum „Murmelvokal" (unterstützt Worrells Thesen gegen Till). — 130—1 W. H. Worrell, Syllabic Consonants in Sahidic Coptic (ⲕⲛⲱⲧ, ϩⲕⲟ u. ä. Bei Schreibungen wie ⲕⲟⲧⲥⲧ und ⲟⲩⲱϣⲧ ist der Strich das Zeichen des vokallosen Silbengipfels). Wr.

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 10 1933:

1 1—28 W. Staerk, Zu Habakuk 1 5—11. Geschichte oder Mythos? (zeitgeschichtlich nicht deutbar, vom Endzeitmythos aus zu verstehen). — 29—35 W. F. Lofthouse, Hen und Hesed in the Old Testament (*ḥanan* "passes from the superior to the inferior", "it cannot be enforced or claimed", *ḥesed* gebraucht, "where there is some recognised tie"; "*ḥesed* is fundamental in Jahveh"). — 35—47 J. Kaufmann, Probleme der israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte II. III. Die Unabhängigkeit des Pentateuchschrifttums vom Prophetismus (in der Pentateuchliteratur findet sich keine Spur prophetischer Ideen; sie liegt historisch vor der prophetischen Literatur). — 47—51 E. Auerbach, Untersuchungen zum Richterbuch II. Ehud. (*'îr ha-ttemārîm* Jdc. 3, 13 ist nicht Jericho, sondern Tamar an der Südgrenze von Juda).

— 51—76 Herausgeber, Wichtige Abhandlungen und Aufsätze aus Zeitschriften und Sammlungen.
2 81—101 H. Bauer, Die Gottheiten von Ras Schamra (27 Namen werden besprochen). — 101—8 P. Humbert, Die Herausforderungsformel "hinnenî êlékâ" (grammatische Charakterisierung, stammt aus der Aufforderung zum Zweikampf). — 109—20 G. von Rad, Die falschen Propheten (der normale Prophet im Gegensatz zum Unheilspropheten eine nationale Mittlerinstanz; das Schicksal des eigenen Volkes steht zur Debatte: Heil oder Gericht; Jeremia schränkt die Offenbarung auf das einfache eingegebene Wort ein; die Wahrheit der Prophetie hat sich in der Geschichte zu erweisen; die Heilspropheten haben den Kontakt mit dem in der Geschichte handelnden Gott verloren). — 121—40 R. Press, Das Ordal im alten Israel I (Fluchordal: Trankordal, Stabordal; Stellen in eine Fluchsphäre; Fluch und Eid). — 140—50 W. Caspari, Über die Textpflege nach den hebräischen Handschriften des Sira II (Forts. zu 9, 160—8). — 150—6 W. F. Badè, The Seal of Jaazaniah (mit Tafel; Onyx-Siegel aus einem Grab in Tell en-Nasbeh, Inschrift *le-Ya'azanyahu 'ebed hammelek*; viell. Y. von II Reg. 25, 23 u. Jer. 40, 8). — 156—69 J. Hempel, Balāta. Ein Schlußwort. — 170—3 Th. H. Robinson, Der Durchzug durch das Rote Meer (die Israeliten zogen bei Ebbe durch den Nordzipfel des Golfes von Suez, der damals weiter nach Norden reichte). — 173—6 A. Benzen, Zur Geschichte der Sadokiden (Referat über ein dänisches Buch „Stud. z. Gesch. des Zadokidischen Priestertums"[Progr. zum Jahresfest der Universität Kopenhagen 1931]). A. Götze.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft N. F. 12 (87) 1933/34:
1/2 1—5 G. Bertram, Der Begriff „Religion" in der Septuaginta. — 6—49 F. Taeschner, Die islamischen Futuwwabünde. Das Problem ihrer Entstehung und die Grundlinien ihrer Geschichte. — 50—67 E. Zyhlarz, Die „unbekannte" Schrift des antiken Südspanien (zu ZDMG 1930, 239ff.). — 68 P. Jensen, Eherne Mauern (zu ZDMG 1932/33, 33ff.). — 69—75 W. Schubring, Ernst Leumann. Ein Nachruf. — 76—104 Bücherbesprechungen.
3/4 111—37 R. Ettinghausen, Die bildliche Darstellung der Ka'ba im islamischen Kulturkreis. Mit 12 Tafeln (unterscheidet „topographische", „malerische" und „symbolische" Darstellungstypen). — 138—76 F. Weller, Zehn Pekinger Erzählungen. Ins Deutsche übersetzt. — 177—97 H. Grimme, Die neuen Sinaischrift-Denkmäler und ihr wissenschaftlicher Ertrag (findet in den neuesten Funden eine Bestätigung seiner Theorie von der „hebräischen" Herkunft und dem sakralen Charakter der Inschriften). — 198—241 P. Meriggi, Zur Indus-Schrift (methodischer Deutungsversuch). — 242—59 Buchbesprechungen, u. a.: *H. Wuthnow, Die semitischen Menschennamen in griechischen Inschriften (M. Noth). — *R. L. Hobson, A. Guide to the Islamic Pottery (J. H. Schmidt). R. P.

Zeitschrift für Ethnologie 65 1933:
1/3 101—10 A. Basler, Über den verkleinerten Fuß der chinesischen Dame. E. P. B.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik 9 1933:
2 97—157 L. Alsdorf, Die Pratyayas. Ein Beitrag zur indischen Mathematik (VII. *adhyāya* des *chando 'nuśāsana* von Hemacandra. Von Weber im 8. Bd. der Indischen Studien bearbeitetes Material. Pratyaya-Abschnitt des *Bhāratīya-Nāṭyaśāstra*. Pratyayas für morische Versmaße nach verschiedenen Quellen). — 158—253 W. Henning, Das Verbum des Mittelpersischen der Turfan-Fragmente (Preisgekrönte Göttinger Dissertation. Vollständige Behandlung mit Beispielen und Hinweisen und wo nötig etymologischen und anderen Bemerkungen. Folgendermaßen eingeteilt: Präsensstamm, Passivum, Kausativa, Denominativa, Präteritalstamm, Verba Composita, Tempus- und Modusbildung, Hilfsverben, Verbalpartikel, Verba impersonalia). J. C. T.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 44. Rom. Abt. 1934:
486/90 Erwin Seidl, Bericht über den 3. internat. Papyrologentag in München (4.—7. 33 mit dem Thema der Hauptvortragsreihe: Was hat die Papyrologie für die einzelnen Gebiete der Altertumskunde geleistet? — Alle Vorträge erscheinen demnächst in den Münchener Beiträgen zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte). Wr.

Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete 9 1933:
1/2 1—18 J. Finkel, King Mutton, A curious Egyptian tale of the Mamlūk period (Forts. von 8, 122—48, enthaltend eine Translation des Textes). — 19—43 F. Goitein, Jemenische Geschichten (Forts. von 8, 162—81, enthaltend Übersetzung und Kommentar). — 44—86 O. Löfgren und S. Euringer, Die beiden äthiopischen Anaphoren „des heiligen Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien" (Übersetzung und Bemerkungen von Euringer über den von Löfgren 8, 210—34 gegebenen Text). — 87—92 H. H. Bräu, Aus Rudolf Geyers Nachlaß (vor allem Liste von 203 Heften mit Zitaten aus altarabischen Dichtern). — 93—133 H. H. Spoer und E. Nasrallah Haddad, Poems by Nimr ibn 'Adwān (Forts. von 7, 29—62, 274—94; III Translation and Notes). — 134—6 O. Glaser, Der wasserspendende Esel (Parallelen zu Tacitus Hist. V 3). — 136 G. Bergsträßer, Zu den Ramadan-Kinderliedern aus Kairo (zu 8, 149ff., Text teilweise schon bei Goldziher ZDMG 33, 608ff.). — 137—8 M. L. Wagner, Maltes. *banavakk* „furfantello" (vom türk. *Banabak*, vulgäre Bezeichnung für „Nichtstuer"). — 139—46 E. Bergdolt, Ibn Ḥazms Abhandlung über die Farben (Übersetzung). — 147—54 M. Bravmann, Miszellen (1. Zu äg. *ḥmn* „8" = arab. *ṯamānin*. 2. Äth. *sagba* „gesättigt werden" zu arab. *saġiba* „Hunger haben". 3. Zu äg. ' = sem. *r*. 4. Äth. Wurzel *ṣhl* zu akk. *a'ālu* „binden". 5. südarab. טבר zu nordarab. *ṣubratun* „cumulus frumenti . . ."). — *Saad, Khalil M., Centennial English-Arabic Dictionary of the American Press (H. Jansky). — *P. Kahle, Der Leuchtturm von Alexandrien (E. Littmann). A. Götze.

Zeitschrift für Slawische Philologie 10 1933:
3/4 343—51 v. Arnim, Turkotatarische Beiträge. 1. Zur Geschichte der Onoguten und Urbulgaren. 2. Prinzipielles zur Frage nach Sprache und Volkstum der Urbulgaren. E. P. B.

Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 48 1934:
1/2 93—103 H. Herrfahrdt, Das Formular der uigurischen Schuldurkunde. — 157—67 J. Greenfield Die geistlichen Schariegerichte in Persien und die moderne Gesetzgebung. E. P. B.

Zeitschrift für Volkskunde N. F. Bd. 4 (Jg. 42, 1932) 1933:
2/3 163—78 R. Wagner, Einige vorder- und hinterindische Fassungen des Märchens von der Frau Holle (Goldmarie und Pechmarie). E. P. B.

I. v. W. g. — Verlag u. Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchh., Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von Aug. Pries - J. B. Hirschfeld in Leipzig. Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Curt Kunze, Leipzig.